Eine Emanzipirte.

Nach dem Französischen

des

Paul de Kock

von

St. Friedrich.

Erster Band.

Leipzig, 1850.

Literarisches Museum.



1.

Ein Herrenmahl bei Tesieur.

„Herr Rochebrun," fragte mich eines Tages eine Dame, „könnten Sie wohl in zwei Frauen zu gleicher Zeit verliebt sein?" Ich entgegnete ihr ganz freimüthig: „Ich versichere Ihnen, Madame, ich könnte mich in ein halbes Dutzend auf einmal verlieben, und vielleicht in noch mehr! Es ist mir oft begegnet, daß ich mehr als zwei zu gleicher Zeit liebte." Mit ziemlich spöttischem Tone erwiederte man mir: „Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich mit keinem sechsten Platz im Herzen eines Mannes mich begnügen würde." Und man wendete sich mit einer gewissen Verachtung von mir ab. — Nun, meine Herren, Sie können nicht glauben, welchen Schaden mir meine Offenheit gebracht hat, nicht etwa bei dieser Dame . . . ich hatte keine Absicht auf sie,

obgleich sie jung und hübsch war, aber in der Gesellschaft im Allgemeinen, welcher man meine Aeußerung mitgetheilt hatte. Viele Damen, denen ich gern den Hof gemacht hätte, nahmen meine ersten Worte, die ich artig an sie richtete, gleich so kalt auf, daß ich sehr gut bemerkte, welche schlechte Meinung sie von mir hatten, und zwar nnr, weil ich ganz offen bis auf den Grund meiner Gedanken hatte sehen lassen, anstatt heuchlerisch versteckt zu sein. Gewiß, meine Herren, es ist ein Fehler, alles zu sagen was man denkt. Oh! ich habe es mehr als einmal bereut, mein Herz vor Andern, als vor Denen, die uns wirklich kennen, zu ergießen. Denn da die Welt immer geneigt ist, eher das Schlechte als das Gute zu glauben, so macht sie aus einem Fehltritt ein Laster und bekennen wir eine Schwäche, so setzt sie gefährliche Leidenschaften voraus ... es ist also klüger die Wahrheit zu umgehen. Und doch scheint es mir, wäre ich eine Frau, ich würde einen Liebhaber, der mir seine Untreue gestände, demjenigen vorziehen, der es versuchte, mich zu täuschen ...

— Und wenn ich eine Frau wäre, rief mein Tischnachbar, ich würde den Mann

vorziehen, der nur mich liebte und mir treu wäre.

— Aber Freund, es giebt sehr treue Liebhaber, die sehr langweilig sind!

— Und sehr Unbeständige, die sehr liebenswürdig sind!

— Ich behaupte sogar, daß man dumm wird, wenn man anfängt treu zu sein. Man überhäuft seine Geliebte mit Seufzern, mit Liebesbetheurungen .... man liebkost sie zu sehr ... man küßt sie in einem fort ... nichts werden die Frauen schneller überdrüssig als das Küssen.

— Ach! Du glaubst das, mein kleiner Balloquet. Das beweist blos, daß Du sehr ungeschickt küßt.

— Wir wollen keinen Streit über das Küssen entstehen lassen, sondern lieber hören, wie Rochebrun seine Behauptung rechtfertigt, daß man ein Dutzend Frauen zu gleicher Zeit lieben könne.

— Zuvor jedoch einen Toast, meine Herren!

— Ah nur zu, wenn der Amphitryon einen Toast ausbringen will, dürfen wir nicht dagegen sein. Die Gläser gefüllt! —

— Der Champagner in Trinkschalen ist doch allerliebst ... das erinnert an die

Gastmähler der Alten, an die berühmten Feste Lucull's.

— Ja wohl! das waren noch Leute! die wußten zu leben ... ein jedes solches Mahl kostete Lucull ohngefähr neun und dreißig tausend Franks nach unserm Gelde! ...

— Oh! mein theurer Freund, lassen Sie mir Ihre Römer weg, ich werde solche Menschen nie als Muster wählen. Sie gaben zwar für eine Mahlzeit viel Geld aus, dies beweist aber gar nicht, daß sie zu essen verstanden. Erstens lagen sie lang ausgestreckt auf Betten, die um die Tafel standen ... Ißt man denn liegend? So machen es höchstens diejenigen, die gern im Grase speisen, und diese Schäfermahlzeiten sind nur für Verliebte, weil die an ganz andere Dinge denken als an's Essen.

— He! dort unten! Sind Sie mit Ihren Römern bald fertig? ...

— Und der Toast unsers Amphitryon ... Sie sehen, Dupréval, wir warten; die Kanonen sind geladen, die Lunten angezündet ...

— Stille doch dort unten, Dupréval will reden. Aber hört diese Musik ... man

tanzt . . . es sind wenigstens zwei oder drei Hochzeiten um uns.

— Was ist denn da Erstaunliches dabei? sind bei Desieur nicht immer Hochzeitsschmäuse?

— Still doch! Dupréval steht auf, er will eine Rede halten!

— Meine Herren, Sie wissen, daß diese Mahlzeit die letzte meines Junggesellenlebens ist . . . da ich mich in 14 Tagen verheirathe. Aber bevor ich meine Angelegenheiten in Ordnung bringe, bevor ich vernünftig werde, wollte ich mit Ihnen Allen noch einige Momente der Freiheit und Ungebundenheit verleben, die . . . vielleicht etwas zu oft meine Junggesellentage auszeichneten. Indessen, meine Herren, da man niemals gegen diejenigen undankbar sein muß, die uns glücklich machten, so trinke ich auf das Wohlsein meiner Geliebten, denen ich heute mein letztes Adieu zurufe!

— Auf das Wohl der Geliebten von Dupréval.

— Auf die Unsrigen, meine Herren!

— Auf alle schönen Frauen!

— Auf die hottentottische Venus!

— Auf die Vernichtung der Hühneraugen!

— Aber hört doch auf mit Euren Dummheiten und laßt Rochebrun endlich auf die Interpellation antworten.

Die ganze Gesellschaft wendet in diesem Moment die Augen nach meiner Seite ... ehe ich jedoch der Aufforderung nachkomme, will ich sagen, wer und was ich bin.

Was ich bin? ... Oh! sehr wenig! ... Wirklich, was ist denn ein Mensch, der weder einen großen Namen, noch ein großes Talent, noch einen ausgezeichneten Ruf, oder ein unermeßliches Vermögen besitzt? er ist ein in der Menge verschwindendes Atom ... Aber Sie werden mir entgegnen, daß die Welt nicht aus Riesen, sondern aus Atomen besteht und daß nicht die Hauptsache ist, viel Raum einzunehmen, sondern sich auf demjenigen, den man einnimmt, möglichst wohl zu fühlen. Unglücklicherweise besaß ich nicht diese Weisheit. Früh im Besitze eines ziemlich hübschen Vermögens von ungefähr funfzehntausend Franks Renten, aber ohne Vater nnd ohne Mutter, die mich hätten leiten, die mir hätten Rath ertheilen können, war ich vielleicht zu früh mein eigener Herr; denn wenn die Vernuuft in Widerwärtigkeiten schnell reift, so geschieht

gewöhnlich das Gegentheil am Busen des Ueberflusses.

Bei Jünglingen, die genöthigt sind zu arbeiten, um ihre Familien zu erhalten, findet man häufig die Vernunft und den Muth des Mannes. Setze man dagegen dieselben jungen Leute in eine glückliche Lage, sie werden dann alle Thorheiten begehen, die ihnen in den Sinn kommen ... Weßhalb? ... weil es in der menschlichen Natur liegt, das Vergnügen zu lieben, und wenn wir vernünftig sind, so kommt das selten auf Rechnung unsers eigenen Willens, sondern meist auf Rechnung der Umstände und Widerwärtigkeiten. Dies beweist, wie das Unglück auch seine guten Seiten hat. Doch zurück zu mir.

Ich heiße Karl Rochebrun; ich bin kein junger Mann mehr, bin 30 Jahr. Wie die Zeit vergeht! es ist erschrecklich! ... dreißig Jahr und noch nicht weiter zu sein! ... statt vorwärts gar rückwärts gekommen zu sein! Mit 25 Jahren besaß ich funfzehntausend Franken Renten ... jetzt habe ich nur noch acht ... wenn ich so fortfahre, werde ich nach wenig Jahren nichts mehr besitzen. Habe ich aber wenigstens für mein Geld nützliche Erfahrungen gesammelt, Talente

erworben? ... Erfahrungen wohl kaum, da ich immer wieder in meine früheren Fehler verfalle; Talente ... sehr wenig! da ich sie alle besitzen wollte und nach keinem mit Beharrlichkeit rang. Ich fühlte Beruf für die Künste; daher versuchte ich alle, das heißt, ich weiß von jeder etwas, kann also nichts ordentlich. Der Reihe nach Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, war ich Alles oberflächlich, nichts gründlich. Kaum studirte ich einige Zeit etwas, als auch gleich meine unglückliche Neigung zur Veränderung, die meine zweite Natur ist, meine Wünsche auf ein andres Ziel lenkte. Ich sagte zu mir: es war Täuschung, nicht die Malerei entflammt mich, die Musik ist es! und ich verließ die Pinsel, um zu singen und auf einem Piano zu klimpern.

Nur eine Neigung änderte sich nie bei mir, die Liebe zu den Frauen; jedoch man behauptet, daß ich auch bei ihnen den Geschmack zur Veränderung beibehalten hätte. Wenn man aber die Blumen liebt, soll man denn stets nur eine pflücken?

Und bin ich glücklich gewesen, in diesem Leben voll Vergnügungen, Unbedachtsamkeiten, Veränderungen, Reue und so oft getäuschter Hoffnungen? Ernsthaft hatte ich

mir vorgenommen, ordentlich zu werden, Allem ein Ende zu machen, was so viel sagen will, als sich verheirathen, obgleich die Ehe nicht immer das Ende unsrer Narrheiten, oft vielmehr der Anfang derselben und aller Qualen ist. Ich liebte meine Braut ... ich war nicht in sie vernarrt, aber sie gefiel mir und ich glaubte von ihr geliebt zu sein. Ein unvorhergesehenes Ereigniß löste die beabsichtigte Verbindung auf und seit dieser Zeit habe ich gänzlich auf Pläne der Art verzichtet, weil derselbe Fall wieder eintreten könnte. Welcher Fall? Ah, das ist vorläufig noch mein Geheimniß.

Es scheint mir, daß ich schon lange von mir spreche, das muß langweilen. Ich werde Sie jetzt mit dem größten Theil der Herren bekannt machen, mit welchen ich mich in diesem Augenblick bei Desieux befinde; ich sage mit dem größten Theil, denn wir sind funfzehn bei Tische und ich kenne nicht alle.

Ich beginne mit Dupréval, der uns eingeladen hat, um, wie er sagt, von seinem Junggesellenleben Abschied zu nehmen.

Dupréval ist Advokat, ein ausgezeichneter Junge, nicht schön, nicht häßlich, aber reich, ein Zahlenmensch; er verheirathet sich,

wie man ein großes Geschäft abschließt. Er wird Wort halten und auf das tolle Junggesellenleben verzichten; er wird seinen Weg machen; er hat ein Ziel: Vermögen zu erwerben; er wird davon nicht abweichen.

Neben Dupréval befindet sich ein dicker junger Mann, fett, von mittlerer Größe, aber kräftig gebaut, blühend, auf den Wangen den Schimmer und Glanz der Franzäpfel. Unglücklicherweise ist diese ewige Frische seine einzige Schönheit, wenn diese starken Farben eine Schönheit sein können. Das Gesicht dieses Herrn ist heiter; seine Augen sind unendlich klein; aber um sich für den kleinen Raum zu rächen, den sie einnehmen, rollen sie unabläßig voll Feuer umher und geben sich einen Ausdruck, der bei den Damen ziemlich kühn ist. Ein Wald von blonden Haaren bedeckt das Haupt. Herr Balloquet ist's, ein Mediziner, der wenig prakticirt oder vielmehr gar nicht; er denkt nur an sein Vergnügen, wie viele Doctoren seines Alters. Uebrigens will ich von Balloquet nicht übel reden, denn es ist ein guter Junge und wir sind Freunde.

Etwas weiter hin sitzt ein junger Mann

von gewöhnlichem Wuchs, sehr mager und gelbhäutig. Ein unermeßlicher Kinnbart, Schnurrbart und Backenbart nehmen so viel Platz auf seinem Gesicht weg, daß man kaum etwas andres als seine lange dünne Nase bemerken kann und seine tiefliegenden Augen, die von Augenbrauen beschattet werden, welche drohen, sich eben so sehr auszubreiten wie der Bart. Dieser Herr hat ein äußerst abgemattetes Aussehen, weiter kann man unter den kastanienfarbnen Bart nichts erkennen, der sich seines Gesichts bemächtigt hat. Es ist Herr Fouvenard; ich glaube er gehört dem Handelsstande an.

Zu meiner Linken sitzt ein dicker Papa, ganz rund, frisch, mit aufgeblühtem, röthlichem Gesicht. Herr Roussignard, gerichtlicher Taxator, kein junger Mann mehr, der aber seinen Platz unter jungen Leuten ganz gut ausfüllt. Er schmollt niemals bei Tische. Neben diesem Herrn befindet sich ein recht hübscher Junge, den man Montricourt nennt; er sieht etwas von sich selbst eingenommen aus, und wenn man ihn nur wenig kennt, hält man ihn für anspruchsvoll; aber im Gespräch findet man ihn weit liebenswürdiger, als sein auffallender Anzug voraussetzen läßt.

Nun folgt ein Herr von 36 bis 40 Jahren, mehr häßlich als hübsch, mit rundem Gesicht, glatten Haaren und niedergeschlagenen Augen, mit einem zweideutigen Lächeln, langsam redend, gleichsam, als ob er suchte, was er sagt, mit süßlichem Tone und sehr höflichem Benehmen. Er ist Schatz-Beamter und heißt Faisandé. Als man zu Anfange der Tafel etwas frei sprach, zog er die Augenbrauen zusammen und biß sich auf die Lippen, wie es eine Dame gemacht haben würde, die sich in unsre Gesellschaft verirrt hätte. Seit er aber fünf oder sechs Sorten Wein getrunken hat, beißt er sich nicht mehr so auf die Lippen; aber sobald uns eine Ungehörigkeit entschlüpft, und das geschieht immer bei Herrenmahlzeiten, die nichts Diplomatisches haben, tönt es bei Herrn Faisandé:

— Hm! . . . Hm! . . . oh! meine Herren! . . . das wird zu viel! . . . Sie gehen zu weit! . . .

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich möchte wetten, Herr Faisandé ist ein Heuchler. Diese Scham ist mindestens am unrechten Ort. Als dieser Herr sich mit größtentheils jungen Lebemännern zur Tafel setzte, glaubte er da nicht Lustigkeiten

zu hören? Es ist nichts langweiliger in einer Gesellschaft von Leuten wie wir, als ihre Heiterkeit durch sauertöpfische Mienen abkühlen zu wollen.

Bei der Musterung unserer Tischgenossen dürfen wir Herrn Dumouton nicht vergessen. Er ist eine Persönlichkeit, wie man sie nicht überall findet. Herr Dumouton ist nicht gerade eine unangenehme körperliche Erscheinung, im Gegentheil, er ist eher hübsch als häßlich, mit ziemlich angenehmem Gesicht, markigen Zügen, voll Charakter; seine lebhaften schwarzen Augen und der farbige Ton seines Gesichts verrathen einen Mann aus dem Süden. Aber der arme Herr Dumouton ist immer so sonderbar gekleidet, daß es schwer ist, beim Anblick seiner Toilette nicht trübe Besorgniß für seine Vermögensumstände zu hegen.

Er trägt einen fadenscheinigen Leibrock, der aus dem Grünlichen ins Gelbe schielt, vom Schnitt, wie man ihn vor zwölf Jahren trug. Die Beinkleider sind olivenfarben, gehen kaum bis zu den Knöcheln und liegen so prall an den Schenkeln und den Knien, wie bei einem Seiltänzer. Den Stiefeln fehlt jegliche Wichse. Eine schottische Weste, welche die Brust hermetisch

verschließt, ein schwarzes Halstuch als Strick gerollt, keinen Hemdkragen, keine Handschuhe, einen Bart meist von mehreren Tagen, das ist der gewöhnliche Anzug des Herrn Dumouton.

Sie glauben vielleicht, daß er, um heute mit uns zu essen, sich anders gekleidet hat? Das wäre ein Irrthum; dieser Herr scheint den Wechsel im Anzuge nicht zu lieben. Vielleicht hat er seine Gründe dafür. Heute jedoch hat er wirklich einen kleinen Aufwand gemacht, er hat Vatermörder um und ein Halstuch von weißem Mousselin, dessen Enden eine große Schleife bilden, die sich auf dem schmutzigen Grunde der Weste und des Leibrocks aufbläht.

Ich weiß nicht, weßhalb es mir scheint, als ob ich dieses Halstuch an einem Fenster als kleinen Vorhang gesehen hätte, es ist jedenfalls nur ein übler Gedanke, den ich mit Anstrengung von mir weisen will; aber Sie wissen, üble Gedanken kehren weit öfter zurück als gute, und jedesmal, wenn meine Blicke auf die Zipfel dieses ungeheuren Halstuches fallen, scheint es mir, als befände ich mich an einem Fenster.

Jetzt muß ich Ihnen noch mittheilen, wer dieser so bescheiden gekleidete Herr ist.

Sie werden erstaunen, es ist ein Schriftsteller, aber wirklich ein Schriftsteller und kein solcher, der sich diesen Titel erkauft, um so mehr, als er nicht die Mittel besitzt, fremde Werke unter seinem Namen erscheinen zu lassen. Seine Stücke, die man gespielt hat und noch spielt, sind oft recht hübsch.

Wenn Sie erwiedern, wir befinden uns nicht mehr in der Zeit, wo die Schriftsteller, namentlich die dramatischen, kaum so viel erwerben, um sich kleiden zu können, so entgegne ich Ihnen, daß man am Theater manchmal ein Vermögen gewinnt; indessen will das gar nicht sagen, daß dies Allen begegnen muß, welche die Musen nähren. Man kann Unglück gehabt haben, und einmal im Pech, ist es schwer sich wieder heraus zu ziehen, wenigstens gehört ein fester, unerschütterlicher Wille, ein großer Muth dazu und den hat nicht Jeder, vor Allem aber gehört eine noch größere Arbeit dazu. Ich erinnere mich einiger Worte Duprévals in Betreff dieses Schriftstellers; er sagt immer von Dumouton:

— Der arme Junge! er ist auch Einer, der Alles aufbietet und es doch zu nichts bringen kann.

Aus allen Diesem schließe ich, daß Dumouton ein ärmlicher Schriftsteller ist, ich sage nicht ein erbärmlicher Schriftsteller; übrigens bin ich erfreut mit ihm zusammen zu treffen, denn er ist lustig, geistreich und niemals anmaßend; was kümmert mich sein fadenscheiniger Leibrock! . . . ich sehe an dieser Tafel mehrere Individuen, die sehr gut gekleidet und doch so nichtsbedeutend unter diesem schönen Anzuge sind.

Ich habe diejenigen Personen erwähnt, die ich selber kenne; was die andern Mitgäste betrifft, meiner Treu, wenn sie etwas sagen, daß es der Mühe werth ist, sich mit ihnen zu beschäftigen, dann wollen wir schon auf sie hören.

2.

Das Kapitel der vertraulichen Mittheilungen.

Die Blicke waren auf mich gerichtet und man wartete auf Dasjenige, was ich sagen würde, um zu rechtfertigen, was ich über die Männer, die gleichzeitig mehrere Frauen lieben, ausgesprochen hatte. Aber

ich gestehe, anstatt zu bedenken, was ich diesen Herren sagen sollte, beschäftigte ich mich damit, Dumouton zu beobachten, der Alles verschwinden ließ, was auf den Dessert-Tellern vorhanden war, die er erreichen konnte.

— He, Rochebrun, sagst Du's noch heute? ruft Duprèval.

— Ach! Verzeihung, meine Herren, ich glaube fast der Wein hat mir das Gedächtniß geraubt, und es fällt mir bereits schwer, mich zu erinnern, was ich so eben gesagt habe. Uebrigens scheint es mir unterhaltender, wenn Jeder eines seiner Abentheuer, alt oder neu, zum Besten gäbe, statt einen Vortrag über die Manier zu lieben anhören zu müssen, welcher doch nichts beweisen kann, da jeder auf seine Art liebt. Was meinen Sie dazu?

Mein Vorschlag findet lebhaften Anklang, nur Herr Faisandé verzieht die Miene etwas und murmelte: Teufel, meine Herren, seine Liebesabentheuer zu erzählen! . . . Da haben Sie ein delikates Thema angeschlagen . . . Solche Dinge . . . die erzählt man nicht. Die Verschwiegenheit ist eine Pflicht für einen liebenswürdigen Mann.

— Ei, Herr Faisandé, wenn keine Namen

genannt werden, begeht man keine Schwatzhaftigkeit; und da man das Recht hat, seine Erzählung aus früherer Zeit zu wählen, wo Teufel soll man denn da die Personen erkennen?

— Nun, da der Vorschlag von Rochebrun angenommen ist . . . wer beginnt?

— Ei, Sie, Dupréval; Ihnen gebührt's.

— Meinetwegen. Es geht dann rechts herum.

Dupréval leert seine Trinkschaale um besser erzählen zu können. Ich beobachtete Dumouton, der einen ganzen Aufsatz geplündert hat und seine Hände beständig unter dem Tische verbirgt. Einige Gespräche dauern noch fort, Dupréval klopfte mit dem Messer an sein Glas und ruft: Stille meine Herren! Man trinkt, man schweigt, man hört auf den Gastgeber, welcher beginnt:

— Ich war damals Schreiber dritter Klasse bei einem Advokat und hatte nicht immer schön gesteppte Leibwäsche. Mein Vater gab mir wöchentlich 10 Franks Taschengeld. Sie begreifen, das blieb nicht lange in der Tasche, es begegnete mir sogar oft, daß ich schon Sonntags meine ganze Baarschaft ausgab; ich mußte also dann in der Woche auf Gratis-Vergnügungen spe-

kuliren oder gänzlich fasten und ich glaube das ist in jedem Alter unangenehm. Eines Tages, oder vielmehr Abends, befand ich mich im Theater hinter zwei recht niedlichen Grisetten und hatte nur noch drei Sous in der Tasche und es war erst Montag! Das hinderte mich jedoch nicht, mit der Einen von beiden zu liebäugeln, deren aufrühreri- sches Gesichtchen mich sehr verführte. Sie erwiederte ihrerseits das Augenspiel ziemlich pünktlich. Das Feuer wurde von beiden Seiten fleißig genährt und dies schien ein heißes Gefecht zu versprechen. Ich hatte ein Gespräch versucht und es war mir gelungen Antwort zu erhalten. Die Mädchen schienen nicht blöde, sie lachten bei jedem Scherz, der mir entfiel und es entfielen mir deren oft; in dieser Beziehung war ich bei Kasse . . . aber nur in dieser Beziehung. — Es war Sommer und sehr heiß im Theater. Mehrmals hatten die Grisetten sich mit den Worten: Gott wie heiß, den Schweiß vom Gesicht getrocknet.

— Wie gern möchte ich einmal trinken! —

— Es ist wahr, man nähme gern etwas Erfrischendes, gleichviel was!

Wenn die Mädchen so etwas sagten,

sang ich zwischen den Zähnen und blickte im Saale umher. Mit meinen drei Sous hätte ich noch jeder ein kleines Stängelchen Gerstenzucker anbieten können, aber das erfrischt nicht.

Ich erinnere mich, daß eine Apfelsinen-Händlerin, die in dem Saal ihre Waaren ausbot, beharrlich an uns vorbei kam und mir ihren Korb vorhielt; ich trat ihr so heftig auf den Fuß, daß die arme Frau erbleichte und sich mit großem Geschrei entfernte.

Das Stück war endlich aus, meine Grisetten entfernten sich, ich folge ihnen, im Gespräch fortfahrend, aber trug Sorge, hinter ihnen zu bleiben, sobald wir uns einem Kaffeehause näherten. Die beiden Mädchen wohnten nicht zusammen. Als ich mit meiner Kleinen allein war, erhielt ich für den andern Tag in der Dämmerung ein Rendezvous.

An diesem Tage war ich nicht reicher als den Tag vorher, denn meine Cameraden der Schreibstube waren größtentheils eben solche Habenichtse wie ich, nichts desto weniger begab ich mich dennoch mit meinen drei Sous in der Tasche zum Rendezvous.

Meine Schöne war pünktlich. An die-

sem Tage führte ich sie wenigstens zwei Stunden in den Straßen spazieren. Sie sagte mir zwar von Zeit zu Zeit, sie sei müde; aber ich begnügte mich ihr leidenschaftlich die Hand zu drücken und ihr durch das Feuer meiner Liebe alle Müdigkeit vergessen zu machen. Unglücklicherweise wohnte meine neue Bekanntschaft bei einer alten Verwandten, welche keinen Besuch duldete und ich mußte daher meine Schöne an der Thür verlassen.

Am folgenden Tage trafen wir uns wieder in der Dämmerung. Ich überredete sie, mich vor die Barrieren zu begleiten; das Wetter war köstlich, wir ergingen uns auf den neuen Boulevards. Ich wollte meine Eroberung in die Felder führen, sie widerstand unter dem Vorwande, sie sei müde. Sie erwartete jedenfalls, daß ich ihr eine Droschke anbieten würde, aber ich hütete mich wohl!

Den Tag darauf fand ich sie wieder an der verabredeten Stelle. Meine Grisette will in dem Jardin des Plantes; wir langen vor der Brücke von Austerliz an. Hier mußte ich von meinen drei Sous, die ich besaß, zwei opfern und hatte nichts dafür; das schien mir grausam, aber ich fand kein

Mittel mehr, es anders zu machen. Wir spazieren lange Zeit in diesem den Liebenden so günstigen Garten, denn hier findet man stets einsame Alleen. Meine Eroberung war liebenswürdig und zärtlich, aber ich antwortete sehr ungenügend auf das, was sie mir sagte; mich verfolgte eine geheime Unruhe: ich dachte an unsere Rückkehr, an die Brücke von Austerliz, über die sie wieder zurückgehen wollte, da dies unser Weg war und ch! sagte zu mir: Ich besitze nur noch einen einzigen Sous, ich werde für sie bezahlen und sie allein gehen lassen, ich werde einen anderen Weg einschlagen; oder soll ich über die Brücke laufen und dem invaliden Einnehmer trotzen? Alles das verspricht mir keinen günstigen Erfolg; das brachte meinen Geist in Verwirrung und verursachte, daß meine junge Schöne mir jeden Augenblick sagte: „Woran denken Sie denn? Sie antworten mir ja nicht. Sie scheinen mit ganz etwas Anderem beschäftigt zu sein, als mit mir. Sie sind diesen Abend nicht sehr liebenswürdig."

Ich bemühte mich wieder gesprächig, artig, eifrig zu werden, aber einige Augenblicke später verfiel ich wieder in neue Gedanken. Endlich war meine Grisette unge-

duldig geworden und sagte: sie wolle nach Hause, das Spazierengehen langweile sie, ich ließe sie seit einigen Tagen soviel gehen, daß ihre Fersen entzündet wären. Kurz sie zog mich nach dem Ausgang; dies war der verhängnißvolle Moment. Ich fange nun an von einem neuen Weg zu reden, den ich kenne und der viel angenehmer sei, als der vorhin genommene. Aber meine Grisette hört nun ihrerseits wenig zu; und als ich am Ausgange des Gartens sie links ziehen will, widersteht sie und ruft: „Wo wollen Sie denn hin?"

— Ich versichere Ihnen, daß, wenn wir über die andere Brücke gehen, der Weg viel angenehmer und kürzer ist.

— Sie scherzen, denke ich! durch die Straßen zu gehen, statt längs der Boulevards ... das sollte angenehmer sein!"

Es gab kein Mittel mehr den Entschluß zu ändern; sie hatte meinen Arm losgelassen und ging gerade auf die Brücke zu. Nun, sagte ich seufzend, mir bleibt nichts weiter übrig. Ich folge ihr. Als sie vor dem Invaliden steht, werfe ich meinen letzten Sous auf das Bret und sage zu meiner Schönen: Gehen sie immer, ich folge Ihnen sogleich.

Meine Grisette verfolgt die Brücke, überzeugt, daß eine natürliche Ursache mich ohne Zweifel zurückhielt. Ich aber betrachte den Fluß und frage mich, ob ich über demselben schwimmen soll. Indessen ich bin kein großer Schwimmer und fühlte nicht den Muth eines Leander, obgleich die Seine nicht so breit ist, wie der Hellespont. Statt zu schwimmen, fange ich an, längs des Quai zu laufen, um die nächste Brücke zu erreichen, ich komme fast athemlos an, doch das hindert mich nicht, meinen Lauf fortzusetzen; sodann renne ich am andern Ufer wieder zurück, um den Anfang des Boulevard Bourbon zu erreichen, aber das Ziel war zu weit, die Anstrengung zu lang und obgleich ich fast immerwährend gelaufen war, so hatte es mir doch viel Zeit weggenommen. Ich komme endlich an, suche aber meine Schöne vergebens, ich fand sie nicht mehr; müde zu warten, verletzt, daß sie mich nicht kommen sah, war sie allein nach Hause gegangen.

Am andern Tage ging ich an den Ort wo wir uns gewöhnlich trafen; sie kam nicht. Ich erwartete sie vergebens mehrere Tage; endlich schrieb ich ihr und bat um Antwort. Ich erhielt eine sehr lakonische: „Sie haben Sich über mich lustig gemacht,

und nachdem Sie mich vier Tage hindurch ermüdet haben wie ein Omnibus-Pferd, pflanzen Sie mich mitten auf eine Brücke. Ich habe genug, mein Herr, Sie werden mich nicht mehr spazieren führen.“ — — Ich sah meine Grisette nicht wieder, und so endete diese Liebesgeschichte durch den Mangel eines einzigen Sous.

Man lacht herzlich über Dupréval's Erzählung und die Reihe ist nun an Raymond, der das Wort nimmt: Ich verliebte mich einst in eine reizende Dame, die mir gegenüber wohnte, Sie können denken, daß ich mich immer an meinem Fenster befand, aber die Dame war sehr zurückhaltend, sie antwortete meinen Blicken nicht. Sie verließ sogar oft ihr Fenster, wenn ich an das meine trat; doch Alles dieses entmuthigte mich nicht. Ich folgte meiner Dame überall nach, in die Straßen, in die Omnibus, ins Theater; ich hatte zwanzig Billets geschrieben, aber ohne Erfolg, und meine Beständigkeit schien eher zu mißfallen, als das Herz meiner Nachbarin zu erweichen. Als ich nicht mehr weiß, was für ein Mittel ich ergreifen soll, will ich eines Tages versuchen ihre Eifersucht zu erregen. Ich gehe zu einer jener Damen, an die sich Diejeni-

gen wenden, deren Zeit zu Liebesabentheuern zu beschränkt ist, und nach bedungenem Preise kommt sie eines Nachmittags zu mir. Ich setze sie auf einen erhöhten Fenstertritt, damit sie gut gesehen wird; ich stelle mich als erwiese ich meinem Besuche alle mögliche Aufmerksamkeit und erwarte den Eindruck meiner Erfindung.

Meine Nachbarin erscheint an ihrem Fenster, sie konnte unmöglich meine Dame übersehen. Ich war entzückt, ich sagte zu mir: sie sieht, daß eine Andre bei mir ist, das wird sie reizen, um so mehr da diese Andre hübsch ist und für eine recht angenehme Eroberung gelten kann. Sie hatte auch meiner Verabredung gemäß sich sehr elegant gekleidet. Aber wie wird mir, als die gemiethete Person eine ungeheure Cigarre hervorholt, dieselbe anzündet und zu rauchen beginnt. Ich wollte es hindern, sie aber entgegnet auf meine Andeutungen hierüber: das gehöre jetzt zur guten Lebensart. Ich gab nach. Plötzlich reißt sie das Fenster auf und ruft einem jungen Manne zu, der auf der Straße vorbei geht: Herr Ernst! Herr Ernst! erwarten Sie mich heut nicht, um Ihnen zur Venus Modell zu sitzen . . . ich sitze hier schon, wo man mir

den doppelten Preis zahlt und wo ich nicht nöthig habe, ganz nackt wie bei Ihnen immer Gefahr zu laufen, Schnupfen und sonst Allerlei zu bekommen.

Stellen Sie sich meine Verzweiflung vor; meine Nachbarin mußte es gehört haben, sie lachte, daß ihr die hellen Thränen aus den Augen stürzten. Sie können wohl denken, daß ich meine Gemiethete augenblicklich fortschickte. Aber so wunderlich sind die Frauen! als ich am andern Tage höchst traurig und beschämt zu Hause saß und nicht mehr wagte, mich am Fenster zu zeigen, würdigte meine Nachbarin meinen Briefen grade einer Antwort und ich wurde der glücklichste der Männer.

Die Reihe ist an Herr Faisandé gekommen. Er sammelt sich und mit einem ernsthaften Ton, und jedem Worte Wichtigkeit beilegend sagt er: Meine Herren, ich hatte nie ein Liebesabentheuer und ich werde jetzt, da ich verheirathet bin, nicht anfangen deren aufzusuchen.

— Welch ein Mucker! murmelt mein dicker Nachbar. Ich kenne die Frau dieses Herrn nicht, aber ich beklage sie, denn ich bin überzeugt, daß sie einen abscheulichen Ehemann besitzt.

Wie, Herr Faisandé, Sie haben auch nicht von einem kleinen Abweg zu erzählen? ruft Balloquet, besinnen Sie Sich nur ... denken Sie gut nach ... ist Ihnen nichts im Viertel der Cité begegnet ... in der Bohnen-Straße? ...

Herr Faisandé wird feuerroth; er weiß sich nicht mehr zu fassen und stottert einige Worte, die man nicht verstehen kann. Dupréval sieht dessen Unbehaglichkeit und wünscht dem Auftritt, der nun droht über das Komische hinauszugehen, ein Ende zu machen; er bittet mich meine Erzählung rasch zu beginnen, und in der Voraussetzung, daß das Empfindsame in diesem Augenblick übel angebracht sei, begann ich folgendes kleine Abentheuer zu erzählen.

— Meine Herren, die Scene befindet sich auf dem Lande, in einer reizenden Gegend, etwa fünf Stunden von Paris. Ich war auf vierzehn Tage zu einem Freunde gegangen, der ein Haus dort besitzt. Mein Freund ist brustkrank, er lebt nur von Milch. Ich überlasse es Ihnen zu beurtheilen, ob sein Haus lustig war; aber man muß manchmal der Freundschaft auch ein Opfer zu bringen wissen.

In der Nachbarschaft befand sich ein Haus, das von mehreren Miethern bewohnt wurde und unter andern auch von einer jungen reizenden Wittwe, die ich schon in den Pariser Gesellschaften getroffen hatte. Es war eine Blondine mit zarten blauen Augen, gefälligem Lächeln und ziemlich eroberungssüchtig.

Ich erneuere die Bekanntschaft. Auf dem Lande, wo man mehr Zeit für sich hat, geht es mit der Liebe schneller als in der Stadt. Diese angenehmen Schatten, das Grün, die heimlichen und reizenden Plätzchen, wo man nur das Zwischern der Vögel hört, ist das Alles nicht geeignet zur Zärtlichkeit zu stimmen, zur Liebe einzuladen? ... Kurz ich schritt in meinen Angelegenheiten bei meiner schönen Wittwe so schnell voran, daß es sich nur noch darum handelte, mit ihr allein zu sein. Aber das war nicht so leicht wie man denkt. Das Haus, in dem meine Blondine wohnte, war noch durch eine Menge Neugieriger, Schmäher, Lästerzungen bewohnt, also mit Leuten, deren größtes Glück darin bestand, sich mit dem zu beschäftigen, was sie nichts anging, d. h. was die Andern machten ... Auf dem Lande ist das die Hauptbeschäftigung der Einfäl-

tigen; sie stehen nur auf, um ihre Nachbarn zu belauschen und sie sind nicht glücklich, wenn sie nicht vor dem Schlafengehen einige Klatschereien zu Stande gebracht haben. Man hatte meine Beharrlichkeit bei der hübschen Blondine bemerkt und augenblicklich hatte man sich das Wort gegeben uns zu belauschen, uns auszuspioniren; wir waren nicht mehr im Stande einen Schritt zu thun, ohne daß Alle es wußten . . .

Man mußte also heimlich zu Werke gehen.

Beim Hause meiner Wittwe befand sich ein großer Garten, welcher an eine Wiese grenzte, auf die eine kleine Thür aus dem Garten führte, zu welcher jeder Miether einen Schlüssel besaß.

Mehrmals schon wenn ich Abends mit meiner Schönen plauderte, hatte ich sie gebeten und beschworen, mir diesen Schlüssel zu vertrauen, mittelst dessen man in den Garten gelangen konnte, und um Mitternacht war man sicher, keinen Miether mehr zu treffen, die regelmäßig um zehn Uhr zu Bett gingen.

Eines Abends endlich, wir hatten uns in der Nachbarschaft getroffen, nähert sich meine Blondine, nimmt meine Hand und

flüstert mir ins Ohr: Kommen Sie heute Nacht!

Sie errathen meine Freude, meine Trunkenheit. Ich entferne mich schnell von meiner Wittwe, aus Furcht, sie könne ihren Entschluß ändern. Jeder geht nach Hause; ich mache es wie Alle ...

Kaum kann ich die Zeit erwarten, endlich naht sich Mitternacht. Leichten Fußes verlasse ich mein Zimmer, schleiche zum Hause hinaus, ohne das geringste Geräusch zu verursachen und wende mich nach der Wiese. Vor mir sehe ich die Mauer, die kleine Thür; ich setze mich einige Schritte von ihr ins Gras und erwarte ungeduldig, daß man diese Thür öffne, durch welche ich zu meinem höchsten Glück zu gelangen hoffe.

Eine halbe Stunde ist verflossen, die Thür hat sich noch nicht geöffnet ... ich beruhige mich damit, daß wahrscheinlich irgend Jemand im Hause noch auf ist und daß sie deshalb zu kommen zögert. Es vergeht wieder eine halbe Stunde und die Thür bleibt zu. Ich stehe auf und sage zu mir: Wie, wenn sie die Thür offen gelassen und nur angelehnt hätte, damit ich ohne Zögern eintreten kann ... und schnell springe ich an die Thüre, um zu versuchen, ob dem so

sei, aber sie war von innen fest verschlossen. Ich gehe etwas umher, ich setze mich wieder, die Augen stets auf diese Thür, die so hartnäckig zubleibt und sich nicht öffnen will. Ich halte mir alles vor, was meine schöne Wittwe abhalten kann, unterdessen verstreicht die Zeit immer mehr. Ein Uhr hatte es bereits geschlagen, dann sogar zwei Uhr. Sie verhöhnt mich, sage ich endlich zu mir, sie will nicht kommen! und doch, welchen Zweck kann sie haben, mich die ganze Nacht warten zu lassen ... hat meine Liebe eine so grausame Enttäuschung verdient!

Ich kann mich nicht entschließen mich zu entfernen; ich hoffe noch! beim geringsten Geräusch rufe ich leise: sie kommt ... da ist sie! ... aber immer täusche ich mich. Endlich will ich nach Hause gehen, aber nach einigen Schritten kehre ich wieder um. Mehr als einmal noch habe ich unwillig meinen Posten verlassen, bin aber doch immer wieder umgekehrt, bis endlich der Tag anbrach.

Mit Tagesanbruch entschwindet meine letzte Hoffnung! ... denn man steht auf dem Lande zeitig auf und die Dame konnte es nun nicht mehr wagen zu mir zu kommen. Ich ging nun mit Verzweiflung im

Herzen und mit dem festen Vorsatz, der Falschen auch nicht die geringste Beachtung zu schenken, da sie so mit mir gespielt hatte.

Indessen im Laufe des andern Tages führt uns der Zufall oder vielmehr unser Wille doch wieder zusammen. Ich wollte sie mit Vorwürfen überhäufen, aber sie ließ mir die Zeit nicht dazu und einen wüthenden Blick auf mich werfend, sagte sie mit einer von Zorn bebenden Stimme: Ihr Benehmen, mein Herr, ist ein durchaus unwürdiges. Mich auf diese Weise zu höhnen ... mich eine ganze Nacht der lebhaftesten Unruhe zum Raube zu lassen ... denn ich war so thörigt zu glauben, es müsse Ihnen ein Unglück zugestoßen sein ... aber ich irrte mich ... es ist empörend, ich verabscheue Sie ... und ich verbiete Ihnen jemals wieder mit mir zu reden.

Sie begreifen wohl mein Erstaunen bei diesen Worten; anstatt mich zu entschuldigen, ergieße ich mich in Vorwürfen und Klagen über die verlorene Nacht, die ich an der Thür des Gartens zugebracht hatte. Die Art und Weise, mit der ich mich ausdrückte, hatte so viel Wahres, so viel Offnes, daß meine Schöne mich unterbrach, indem sie rief: — Wie! Sie haben die ganze Nacht

im Freien zugebracht ... Und weshalb sind Sie denn nicht in den Garten gekommen? ...

— In den Garten? ... aber auf welche Weise denn, Madame?

— Ei durch die kleine Thüre, zu welcher ich Ihnen ja den Schlüssel selbst gegeben habe? ...

— Sie haben mir einen Schlüssel gegeben?

— Ja wohl, mein Herr, gestern Abend; als ich mit Ihnen sprach, ließ ich denselben in Ihre Hand gleiten.

Nun erklärte sich alles! ich erinnerte mich, daß sie mich bei der Hand genommen hatte, als sie mir leise ins Ohr flüsterte und daß sie mir dabei den Schlüssel gegeben ... oder vielmehr geglaubt haben muß, ich hätte den Schlüssel erhalten, während er geräuschlos in das Gras geglitten war, ohne daß weder der Eine noch der Andre es bemerkt hatte. Sie sehen von welcher Zufälligkeit das Glück oft abhängt! Ich bat um Verzeihung und um Feststellung einer andern Zusammenkunft; aber eine einmal verlorne Gelegenheit findet sich bei Frauen selten wieder. Bemühen Sie Sich den Schlüssel wieder zu finden, erhielt ich zur Antwort. Ich lief nach der Stelle, wo sie gestern leise zu

mir gesprochen hatte; ich suchte, ich spähte überall unter, ich durchkratzte das Gras zehnmal, zwanzigmal . . . leider alles vergebens; ich fand den Schlüssel nicht wieder. Nach wenig Tagen kehrte die hübsche Blondine nach der Stadt zurück, und ich habe sie seitdem nicht mehr wiedergesehen.

3.

Filetten, Grisetten, Loretten.

Nachdem meine Erzählung beendet war, theilten noch Einige aus der Gesellschaft Ihre kleinen Abentheuer mit, die sehr unbedeutend und weniger unterhaltend, dabei aber sehr stark im Geschmack des Boccacio sind. Endlich ist nur noch Dumouton und Fouvenard übrig. Dieser hatte verlangt, den Beschluß machen zu dürfen; es nimmt also der Schriftsteller im grüngelben Leibrock nach einer graziösen Verbeugung das Wort.

— Meine Herren, wenn man von seinem Glücke spricht, so spricht man von den Frauen; für mich sind das Filetten, Grisetten oder Loretten . . . denn was die reiche Bürgerklasse betrifft, die großen Damen,

gleichviel ob verheirathet oder frei, diese habe ich stets für zu tugendhaft gehalten, um sie zum Gegenstande meiner Wünsche zu machen . . . das ist so meine Ansicht. Erlauben Sie mir einige kleine Betrachtungen über die Filetten, Grisetten und Loretten.

Man hat behauptet, Paris sei das Paradies der Frauen. Um diesem Ausspruch beizustimmen muß man nicht die kleinen Stübchen, die Kämmerchen, die Dachwohnungen, manchmal selbst die Bodenkämmerchen gesehen haben, in denen dieses reizende Geschlecht oft der ersten Bedürfnisse ermangelt; bald aus eigner Schuld, bald aus der Laune des Schicksals oder vielmehr durch die That jener Ungeheuer von Männern, die in der Geschichte der Mädchen eine so große Rolle spielen.

Die Filetten von Paris sind Töchter ehrsamer Bürger oder Handwerker, welche von ihren Eltern, die durch ihre Arbeit oder die Sorgen ihres Geschäfts zu sehr in Anspruch genommen sind, in die Lehre oder in ein Magazin gegeben, am häufigsten aber beauftragt werden, das Hauswesen zu überwachen und die Wirthschaft zu führen.

Man ruft plötzlich so ein junges Mädchen von vierzehn bis sechzehn Jahren aus

der Erziehungs-Anstalt zurück, weil sein Vater Wittwer geworden ist oder weil seine Mutter den ganzen Tag im Geschäft helfen muß und siehe da, sie erhält den Auftrag den Haushalt zu führen. Man giebt ihr kein Dienstmädchen zu Hülfe, denn hätte sie dieses, dann wäre sie ein Fräulein und keine Filette. Die Fräuleins haben eine Erziehung genossen, man hat ihnen Lehrer gehalten, auch fehlt es ihnen nicht an mancherlei Wissen; aber sie haben das Recht nichts zu thun während des ganzen langen Tages, weil sie eben Fräuleins sind.

Die Filetten im Gegentheil müssen alles machen und sehr oft hat man ihnen nichts von alle dem, was sie nun können sollen, gelehrt. Man muß sie sehen, wie sie das Hauswesen führen, das ihnen so plötzlich auf den Hals gefallen ist; wie sie die Kinder besorgen, sie, die gestern selbst noch mit Puppen spielten.

Gewöhnlich beginnen sie ihr frühes Tagewerk mit dem Besen in der Hand, aber bestände ihre Wohnung auch nur aus Stube und Kammer, der Haushalt ist vor Ablauf des Tages nicht beendet . . . wenn er überhaupt beendet wird. Es ist wahr, die Filette kann nie lange bei ein und derselben

Arbeit verweilen, jeden Augenblick wird sie dabei unterbrochen; sie ist sogar selten im Stande ihren Anzug zu vollenden. Die Filette ist jenes junge Mädchen, dem man früh morgens auf den Straßen begegnet, mit Pantoffeln, kaum das Haar gemacht, kaum gekleidet, mit anständiger Miene aber schlecht gewaschenen Händen.

Sie hat so eben zu fegen begonnen, als sie plötzlich den Besen fallen läßt, und ihre Locken anfängt aufzumachen. Es geschieht mit der ersten, zweiten ... bei der dritten aber fällt ihr ein, daß sie das Fleisch noch nicht geschäumt hat, sie läuft und sucht den Schaumlöffel. Dabei aber fällt ihr Blick auf ihren Kanarienvogel. Sie läuft zu ihm, denn sie hat ihm seit zwei Tagen kein Futter mehr gegeben. Aber in demselben Augenblick, wo sie den Käfig öffnen will, erinnert sie sich, daß sie selbst noch nicht gefrühstückt hat und läßt daher den Kanarienvogel, um den Speiseschrank zu durchsuchen. Was sie findet gefällt ihr nicht; sie geht also um sich frische Eier zu kaufen.

Unterwegs ändert sie ihren Vorsatz, sie will lieber Obst essen; da begegnet ihr eine

Bekannte, eine Schulfreundin. Man plaudert; das führt manchmal sehr weit.

Die Freundin hat zu ihr gesagt: komm doch einen Augenblick zu mir, ich wohne ja kaum zwei Schritte von hier, ich gebe Dir Bonbons und zeige Dir ein Kleid, das mein Bräutigam mir von Lyon geschickt hat.

— Ah! Du hast einen Bräutigam, Du wirst Dich also verheirathen?

— Ja, in zwei Monaten.

— Ach! das ist doch sonderbar.

— Wie so, sonderbar?

— Daß man noch gar nicht daran gedacht hat, mich zu verheirathen.

— Du bist noch zu jung.

— Ich bin ja nur ein Jahr jünger wie Du. Aber die Meinigen wollen mich lieber zu Hause behalten, damit ich die Haushaltung besorge.

Es ist sehr schwierig, der Einladung einer Freundin zu widerstehen, die uns Bonbons anbietet, und die Filette vergißt ihre Haushaltung, ihren Suppentopf, ihren Vogel und selbst ihr Frühstück. Kommt die Filette endlich wieder nach Hause, dann wird sie beim Hereingehen von einem jungen Mann von sehr anständigem Aeußeren

gegrüßt und manchmal auch angeredet; er trifft sie stets, wenn sie ausgeht. Wann soll da die Wirthschaft in Ordnung sein! —

Der junge Mann ist noch nicht ihr Liebhaber, aber er gleicht sehr einem Verliebten. Wenn der Filette manchmal ein Unglück begegnet, wessen Schuld ist es dann ... muß man sie deßhalb anklagen? trifft der Vorwurf nicht vielmehr die Eltern, die ein solches Wesen sich selbst überlassen, ohne daß es weder Kraft noch Verstand noch Erfahrung besitzt, den Verführungen zu widerstehen!

Meine Herren, Paris wimmelt von solchen Filetten, einige davon bleiben vernünftig, obgleich mitten in den Gefahren lebend; da sie kein Vermögen besitzen, finden sie nicht immer Jemanden, der sie heirathet. Sie werden aus jungen Mädchen endlich alte Jungfern, ohne darum ihren Haushalt besser führen zu können.

Was die Grisetten anbelangt, das ist ganz etwas Anderes. Die Grisette liebt die Vergnügungen, sie kann ohne dieselben nicht leben. Sie hat wenigstens einen Geliebten; wenn sie nur einen hat, dann ist sie sehr empfehlenswerth. Uebrigens geben sich diese Mädchen für nichts Besseres aus,

als sie wirklich sind, sie tragen keine falsche Tugend zur Schau, sie sind weder scheinsittsam noch geziert; ihr Hauptumgang sind Studenten, Schauspieler, Künstler, sie besuchen die Theaters, Bälle, Landparthien, Spaziergänge, die Kaffeehäuser und Gärten, die Gasthöfe und sie weichen selbst vor Absteigequartiren nicht zurück.

Die Grisetten sind Leckermäulchen, sie haben fast stets Lust etwas zu genießen und sind immer bei gesundem Appetit; auf Trüffeln sind sie wie wahnsinnig, aber sie stopfen sich auch mit Kartoffeln voll. Sie beten die feinen Backwaaren an und können ohne Eierkuchen und Mandeltorte nicht leben; sie würden einen Kletterbaum erklimmen, um Champagner zu erhalten, aber ein Glas Aepfelwein verschmähen sie auch nicht.

Hat man mit einer Grisette auch ein feines, reichliches Mittagsessen eingenommen, so darf man sich doch nicht einbilden, daß ihrer Eßlust Genüge geleistet ist. Wenn die Grisette bei einer Landparthie vom Tische aufsteht, will sie um Makaronen spielen und verschlingt deren auch einige Dutzend; dann fordert sie Milch und verlangt dazu Kuchen zum Eintauchen; dann will sie Kirschen, dann Bier mit Schwarzbrod. In Paris

bedarf sie Gerstenzucker, Limonade, Punsch und Parmesankäse.

Lassen wir der Pariser Grisette Gerechtigkeit widerfahren; ihr Benehmen ist leicht, zierlich, muthwillig, neckisch, reizend und anlockend. Sie ist nicht immer hübsch, aber sie besitzt immer ein gewisses Etwas, welches Liebhaber anzieht. Sie weiß dem einfachsten werthlosesten Anzug einen gewissen Reiz zu geben; sie trägt gewöhnlich ein Schürzchen und fast stets ein Häubchen, selten setzt sie etwas Anderes auf den Kopf, und sie hat Recht, denn ihr Gesichtchen verführt mit einem Häubchen weit mehr als mit einem Hut, ausgenommen den Bibi, der jedoch nie über die Nasenspitze hervorragen darf.

Die Grisette ist Putzmacherin, Nähterin, Stickerin ꝛc., gleichviel was . . . aber sie hat einen Stand. Freilich arbeitet sie nicht viel, denn sie ist immer bereit, eine Landparthie, ein Frühstück mit jungen Herren, ein Mittagsessen in der Chaumière mit Männern von gesetztem Alter einzunehmen, auch bietet man ihr nie ein Theaterbillet vergebens an.

Sobald man ihr Annehmlichkeiten verschaffen kann, denkt sie nur an's Vergnü-

gen, sobald aber ihr Geliebter nicht einen Heller mehr hat, begiebt sie sich wieder eben so munter an ihre Arbeit, denn die Grisette ist Philosophin. Das Geld hat für sie nur seinen wirklichen Werth und die Menschen gelten ihr ebenfalls nur das was sie von ihnen hat. Sie liebt vierzehn Tage hindurch mit Feuer, sie glaubt dann auch, daß es ihr ganzes Leben hindurch so dauern wird und macht ihrem Geliebten den Vorschlag, mit ihr in eine Einöde zu gehen oder auf eine Insel wie Robinson und von Kräutern, Wurzeln und Austern zu leben, da sie namentlich die Radieschen und Austern sehr liebt. Hat ihr Liebhaber manchmal kein Geld, so ist sie gern bereit, alle ihre Sachen ins Leihhaus wandern zu lassen, nur um einen recht vergnügten Sonntag zu verleben. Die Grisette ist weder geizig, noch eigennützig, noch ökonomisch.

Meine Herren, ich komme jetzt zum letzten Theil meiner Dreiheit, zu den Loretten. Es sind dies gewissermaßen potenzirte Grisetten. Sie bilden die Gesellschaft der Löwen, der Dandys, des Jokei-Klubs, das heißt jener Herren, welche die Laune und die Mittel haben, mit den Frauen viel Geld zu verschwenden.

Die Loretten wohnen gewöhnlich Chaussée d'Antin, Nouvelle Athènes Champs-Elysées, sehr häufig auch in den neugebauten Straßen. Wenn ein fashionables Haus vollendet ist, d. h. wenn es Treppen erhalten hat, so daß man bequem in die verschiedenen Stockwerke gelangen kann, dann läßt man die Mauern durch die Loretten austrocknen, und durch deren Liebhaber die Wohnungen nett einrichten. Man weiß zwar nur zu gut, daß sie die Miethe nicht zahlen, aber sie ziehen Leute in's Haus, nicht gute Bürger! pfui doch! junge elegante Mode-Herrchen, alte reiche Knaben, Leute mit Pferd und Wagen.

Uebrigens ist die Lorette von ungemeiner Offenheit. So besah eine solche Dame in der Straße Mazarin eine hübsche Wohnung und der Pförtner, mit dieser Art Miether wahrscheinlich noch wenig vertraut, wiederholt in seiner Einfalt mehrfach, daß diese Wohnung unter funfzehnhundert Franks durchaus nicht zu haben sei.

Durch diese Beharrlichkeit ärgerlich, sieht sich die Lorette den Pförtner neugierig an und ruft endlich achselzuckend: Ei wen glauben Sie denn vor sich zu haben? was küm-

mert mich denn der Preis, da ich doch nicht zahle!

Die Lorette kleidet sich mit Eleganz und Koketterie. Eine Sphäre von Wohlgeruch umfließt sie stets. Sie trägt die schönsten Blumensträußchen und ist mit größter Sorgfalt behandschuht. Aus der Ferne könnte man sie für eine Dame aus der großen Welt halten, aber reden darf man sie nicht hören, die Illusion würde sehr rasch schwinden, denn ihre Sprache ist weniger rein, als der Lack ihrer Schnürstiefelchen.

Die Lorette will die Grisette verachten und doch ist ihr eigner Werth weit geringer. Sie hat keinen Geliebten, sondern nur Aushalter. Und dennoch ist sie keine Ausgehaltne, denn diese lebt oft längere Zeit hindurch mit demselben Herrn, während die Lorette ihre Bekanntschaften jeden Augenblick wechselt.

Die Grisette liebt die jungen Leute; die Lorette wirft ihre Augen hauptsächlich auf reife Männer und giebt den Alten den Vorzug.

Die Loretten lieben vorzüglich den Hyppodrome und den Cirkus. Das Publikum des Hyppodrom ist namentlich an den Wochentagen im Allgemeinen elegant, ero-

berungslustig, fashionabel und diese Damen sind daher fast stets sicher auf ihre Kosten zu kommen.

Die Lorette giebt auch Abendgesellschaften, wobei stets sehr viele Herren und sehr wenig Damen geladen sind. Man spielt alle Hazardspiele vom Lotto bis zum Landsknecht. Die Lorette liebt das Spiel mit Wuth, aber sobald sie sich an den grünen Tisch setzt, erklärt sie daß sie gewinnen will, und man hat sich danach einzurichten. Als man bei einer Parthie Landsknecht, wobei eine schöne junge Lorette die Bank hatte, bemerkte, daß sie betrog und ihr Vorwürfe darüber machte, antwortete sie lachend: Ei, das bleibt sich wohl gleich, ob ich Ihnen das Geld auf diese oder auf eine andere Weise abnehme.

Die Lorette kennt nur Geld, ihre Liebe folgt nur den Thalern; sie wird nie ihre Sachen versetzen, um eine Vergnügungspartie mit Euch zu machen. Sie ist glänzend möblirt, aber sie zahlt ihren Lieferanten nicht besser als ihren Wirth. Führt man sie zum Restaurateur, dann spielt sie die sich Zierende, sie liebt nicht dies nicht jenes; das Eine bekommt ihr nicht, das Andre

widersteht ihr. Das Ende vom Liede aber ist ein Spitz und eine Unverdaulichkeit.

Meiner Ansicht nach muß man eine Lorette nur für einen Tag, eine Grisette dagegen für einen ganzen Monat, eine Filette kann man fürs ganze Leben nehmen, wenn man eine getroffen hat, die am Tage Zeit fand sich anzukleiden, sich die Haare zu machen und ihren Haushalt zu besorgen. Die Filette verlangt Gefühl, die Grisette Vergnügen, die Lorette Geld.

Ich hoffe, meine Herren, daß Sie diese leichte Studie der Frauen an Stelle eines Liebesabentheuers annehmen werden.

Nachdem Dumouton seine Frauenskizze geendet, kommt nun schließlich die Reihe an Fouvenard. Dieser fährt mit der Hand über die Stirn, dann durch die Haare und beginnt:

Ich habe aus der Masse meiner Abentheuer noch immer nichts besonders Amusantes entwirren können und werde Ihnen, meine Herren, ohne weiteres meine letzte Liebschaft mittheilen ... sie ist noch ganz neu und ich halte die kleine Begebenheit für äußerst reizend. Nun, sie werden ja hören, und können dann selbst urtheilen.

Vor einigen Monaten befand ich mich

eines Sonntags unbeschäftigt, es litt mich also nicht in Paris; ich überlasse mich dem Zufalle und dieser führte mich nach dem hübschen Dorfe Sceaux ... ich sage Dorf, ich irre mich, Sceaux ist eine kleine Stadt, aber in dem Augenblicke, wo ich Bäume, Felder im Grün prangen sehe, glaube ich nicht mehr in einer Stadt zu sein.

Ich steige aus und ergehe mich, dem Zufall preisgegeben. Die Bälle von Sceaux, die früher so schön, so besucht waren, gehen sehr verloren ... Alles ist vergänglich! ... die Landbälle wie die großen Kaiserreiche und die Schönheit! ... ich ging in Sceaux etwas spazieren und bemerkte, daß die aufgeputzten Bauermädchen, also die welche die Absicht hatten zu tanzen und sich zu vergnügen, sich nach Fontenay-aux-Roses wendeten.

Ich bleibe bei einer Pfefferkuchenhändlerin stehen, kaufe einen großen Pfeffermann und das Prachtstück lobend stimme ich mir die Verkäuferin günstig.

— Wo gehen denn alle die jungen Mädchen in ihrem Sonntagsstaat hin? frage ich, das eine Bein meines Mannes verzehrend.

— Ei! wie können Sie da noch fra-

gen, mein Herr! ... sie laufen nach Fontenay ... dort ist Markt ... alles läuft dort hin ... ich habe hier den ganzen Tag noch nicht für zwei Sous verkauft.

— Aber warum machen Sie es nicht wie alle Welt?

— Ach, Herr, ich ziehe nicht umher wie Andre. Man ist gewohnt die Mutter Giroux hier zu sehen, hier an der Stelle, seit dreißig Jahren. Viele Pariser habe ich zu Kunden; wenn die nach Sceaux kommen, kaufen Sie mir für ihre kleinen Bälge ab.

Ich wollte eben Mutter Giroux verlassen, die auf ihre Kundschaft so stolz ist, als ich drei junge Mädchen Arm in Arm kommen sah, die weit mehr sprangen als gingen. Zwei davon schienen ihrem Benehmen und Anzuge nach aus dem Orte zu sein. Sie trugen weiße Kleider, seidene Schürzchen und kleine mit Spitzen besetzte Häubchen mit rothen Schleifen. Die Dritte hatte, obgleich ihr Anzug dem der beiden Andern ziemlich ähnlich war, doch ein ganz anderes Aussehen. Es war ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, über mittlerer Größe, schlank, biegsam und schmiegsam, was man gleich aus der geringsten Bewegung erkennt. Ihre Züge gefielen auf der Stelle und ihr

Mund mit den rosigen Lippen hatte beim Lächeln einen reizenden Ausdruck von Unschuld mit ein klein wenig Bosheit verschmolzen, wie das bei den als sanft verschrieenen Blondinen mit den lammfrommen blauen Augen meist der Fall ist. Der Mund war völlig vorwurfsfrei.

Meine hübsche Blondine trug ein lila und weiß gestreiftes Kleid, ein seidnes Schürzchen, ebenfalls von einem Lila, das mit ihrem Kleide ganz gut harmonirte. In jeder Beziehung zeichnete sie sich vortheilhaft gegen die beiden Andern aus. Sie begreifen, meine Herren, daß ein solches Mädchen meine Aufmerksamkeit verdiente! . . .

Die drei Schönen wollten an Mutter Giroux vorbei. Diese aber hielt sie mit den Worten an: He! wo lauft Ihr denn so aufgeputzt hin und so stolz! und ohne mir nur guten Tag zu sagen?

Die Mädchen blieben nun stehen und riefen: Guten Tag Mutter Giroux! Wir sind eilig, wir wollen nach Fontenay . . . zum Tanz!

— Läßt Euch Eure Muhme denn so allein laufen, ohne Euch zu begleiten?

— Sapperlot, man wird uns doch nicht stehlen . . . übrigens ist ja Mignon mit uns!

— Na! das ist mir auch ein schöner Hüther Eure Mignon ... sie ist ja jünger als Ihr!

Die hübsche Blonde war Mignon, denn sie antwortete auf der Stelle mit einem kleinen Lächeln und einem Seitenblick auf mich, der da geblieben war und fortfuhr seinen Pffermann zu verzehren:

— Frau Giroux, wenn ich auch jung bin, so kann ich doch auf die Mädchen acht geben ... denn ich bin in Paris gewesen und laß mich nicht anführen.

— Du? Mignon? ei seht doch! ... Dich haben sie noch eher wie die Andern, ich wette ... Du bist zu kokett ... Du wirst fallen ...

— Ach was! riefen die beiden Andern, wir haben keine Furcht vor einem Manne!

Damit liefen die Mädchen fort. Ich beschloß der hübschen Blondine nachzugehen, vorher aber wollte ich von Mutter Giroux noch einige Erkundigungen über Mignon einziehen.

Ich kaufte also noch ein großes Stück mit Mandeln verzierten Pfefferkuchen, wobei ich den so eben verzehrten bis in die Wolken erhob. Mutter Giroux, bis zur Zärtlichkeit erweicht, betrachtet mich mit

Blicken die deutlich sagten: Ach, wenn doch alle jungen Leute, die hierher kommen, den Pfefferkuchen so liebten wie dieser Herr!

— Mutter Giroux, Sie kennen wohl die Mädchen? fragte ich.

— Sapperment, ich kenne hier alle Menschen.

— Es sind wohl ... Töchter von einem Landmann?

— Ja, die beiden Brünetten, die Dargenette's, gute Mädchen, die aber gewiß ihre Fäuste und Nägel gebrauchen würden, wenn .... man lacht zwar gern, aber ist doch ehrbar dabei.

— Und die Andere? Mignon ... wie Ihr sie nanntet ... aus Paris? —

— Ja, Herr, sie ist die Tochter guter Arbeitsleute von hier; aber sie verlor ihre Eltern frühzeitig. Und dann nahm eine Dame, der sie gefiel, das arme Mädchen mit nach Paris und wollte sie erziehen. Mignon Landernoy hatte nur noch eine alte Tante, welche das zwölfjährige Kind gern von sich ließ und die Kleine blieb drei Jahre in Paris. Dort hat sie wahrscheinlich lesen ... schreiben ... sticken und dergleichen Albernheiten gelernt, die ein Landmädchen zu allem untauglich machen ... und wirklich

als sie zu ihrer Tante zurück kam und sie wieder auf dem Felde arbeiten sollte . . . o ja doch! . . . da sagte sie, das könne sie wegen ihres Rückens nicht aushalten!

— Weshalb ist sie aber nicht in Paris geblieben? . . .

— Weil die Dame starb und die Erben sie nicht behalten wollten! . . .

— Und seitdem ist sie nicht mehr in Paris gewesen?

— Nein, aber Lust dazu hat sie wohl. Sie können Sich denken, es sind ihr Manieren geblieben . . . und Redensarten! Die Mamsell giebt hier auch die Mode an . . . kann Romane lesen, weiß also auch eine Menge Geschichten, Abentheuer! . . . und dann sperren die Bäuerinnen die Ohren auf, wie mein Esel, wenn der Wind geht.

— Aber womit beschäftigt sie sich hier?

— Nun, sie schneidert . . . macht Putz . . . aber was ich ihr nicht verzeihe, ist, sie hat Claude Flaquard, eine gute Parthie ausgeschlagen, obgleich sie nicht einen Sous hat . . . einen Mann der ein Feld besitzt und Weinberge, und drei Kühe und zwei Kälber und Kaninchen und Gänse! . . . Wen will sie nur? . . . einen Lord! einen Baron! . . und nur, weil er ihr nicht gefiel . . .

sie behauptete es sei ein Tölpel, und er tränke ...

— Und hat ihre Tante nichts gesagt?

— Ihre Tante ist zu gut, oder zu dumm vielmehr! ... aber Claude Flaquard hat sich gerächt und eine Andre geheirathet ... So gehts, wenn man junge Mädchen nach Paris schickt, die kein Vermögen haben. Mignon wird mit einem Pariser Mirleflor irgend eine Dummheit begehen ... ich wette! ... und später wird sie Claude Flaquards Häuschen bedauern.

— Frau Giroux, es freut mich sehr, Sie und Ihren Pfefferkuchen getroffen zu haben, er ist ausgezeichnet. Wenn ich wieder komme, vergesse ich Sie gewiß nicht.

Da ich nun genug wußte, schlug ich ebenfalls den Weg nach Fontenay ein, das nur eine Viertelstunde von Sceaux liegt. Dort angekommen durchging ich den improvisirten Marktplatz und erblickte bald meine drei jungen Mädchen, die Arm in Arm gingen und sich der Munterkeit ihres Alters überließen, die noch durch die spöttischen Bemerkungen von Mignon vermehrt wurde.

Der größte Theil der jungen Leute grüßte die Mädchen und richtete einige Scherze an sie, die ziemlich plump und frei

ausfielen, wie es die Sitte des Landlebens mit sich bringt, dessen Unschuld mir immer sehr heuchlerisch vorkam. Die beiden Dargenette's antworteten in gleicher Weise, wenn aber Mignon etwas sagte, schwiegen die Bauern ganz verblüfft und ich hörte oft zu einander sagen: Oh, mit Mamsell Mignon kommen wir nicht aus, die ist zu klug, man merkts gleich daß sie in Paris gewesen ist. —

Ich näherte mich den drei Freundinnen und blieb stehen wo sie stehen blieben. Mignon bemerkte mich und schien zu erröthen.

Eine von den jungen Dargenette's rief: da seht doch, da ist der junge Mensch, der bei Mutter Giroux den Pfefferkuchen aß! Es ist so komisch, wenn ein Herr aus Paris mit einem solchen großen Bart Pfefferkuchen ißt . . .

Mignon stieß die Sprecherin an. Wahrscheinlich hatte sie ihr zu schweigen befohlen, denn ich hörte nichts mehr.

Ich hatte schon versucht einige Worte mit ihnen zu wechseln, aber man stellte sich als höre man mich nicht, denn ich erhielt keine Antwort. Indessen ich bemerkte, wie

sie mit einander zischelten und seitwärts schielten um zu sehen, ob ich noch da wäre.

Endlich blieben sie wo getanzt wurde. Hier hatte ich sie erwartet. Ich liebe das Tanzen nicht, aber wenn es sich darum handelt, einem hübschen Mädchen einzuheizen, dann werde ich ein unerschrockner Tänzer.

Was indeß die jungen Mädchen betrifft, die lieben fast alle den Tanz und bei manchen ist er sogar Leidenschaft; aber wenn sie ohne Herren tanzen müßten, würde sich diese Leidenschaft sehr schnell legen. Ich schließe hieraus, daß das Hüpfen nur ein Vergnügen des zweiten Grades ist. Aber der Tanz ist eine Gelegenheit die Eroberungssucht zu befördern, süße Worte zu hören, Schmeicheleien und sogar zärtliche Geständnisse, und das im Angesichte von Eifersüchtigen, die nicht beobachten können, wenn man sich zärtlich die Hände drückt. Es ist also kein Wunder, wenn fast alle Frauen eine unendliche Leidenschaft für die Bälle haben.

Ich beeile mich Mignon zu einem Contre-Tanz aufzufordern. Sie nahm mit sehr zufriedner Miene meine Aufforderung an und ich begann sehr bald ein Gespräch mit dem jungen Mädchen. Ich hütete mich wohl zu rasch zu gehen, und wie ein Dummkopf

damit anzufangen, daß ich ihr sagte: ich betete sie an; sie würde mir ins Gesicht gelacht haben. Aber ich ließ ihr mein Erstaunen über ihr Benehmen, ihren Wuchs, ihre Sprache sehen; ich behauptete, es sei unmöglich, daß sie auf einem Dorfe geboren sei. Nun erzählte sie mir, was ich schon wußte, aber ich stellte mich als höre ich es zum Erstenmal. Ich drückte ihr nicht die Hand, aber ich zeigte das lebhafteste Interesse für sie, dann bat ich sie um den nächsten Contretanz. Anfangs machte sie einige Schwierigkeiten, aber ich bat so inständig, bis sie einwilligte. Ich sah wohl wie geschmeichelt sie war, mit einem Städter zu tanzen.

Als ich sie zu ihren Gefährtinnen brachte, hatten diese auch getanzt und glühten im ganzen Gesicht; aber ihre Tänzer hatten sie gehen lassen, ohne ihnen das geringste zur Abkühlung anzubieten. Ich dagegen beeile mich einen Kellner zu rufen. Bier und Wein waren die einzigen Erholungsmittel des ländlichen Festes ... Ach, wenn man noch Eis hätte haben können! Als das Bier ankam, ließen sich die beiden Dargenette's nicht lange bitten und Mignon sah

wohl, daß es vergebens sein würde Umstände zu machen.

Ich gehörte nun mit zu ihrer Gesellschaft. Aber ich benahm mich mit größter Bescheidenheit und Zurückhaltung. Beim zweiten Contretanz plauderte Mignon schon weit mehr, und ich konnte deutlich bemerken, daß dieses junge Mädchen nur angenehme Manieren und eine gebildete Sprache von Paris mitgebracht hatte, durch die sie sich unter den Dorfbewohnern so vortheilhaft auszeichnete, daß sie aber im Grunde ihres Herzens jene Unschuld und Natürlichkeit behalten hatte, die man bei den Stadtmädchen nicht findet und wenn man sie auch mit der größten Strenge erzogen hatte.

Mignon zeigte eine eigenthümliche Mischung von Unschuld und Wissen, von Freimüthigkeit und Gefallsucht, von Einfalt und Ueberspannung. Durch den Aufenthalt in Paris, durch die Leute die sie gesehen, die Lektüre, mit der sie ihr Gedächtniß belastet hatte, war ihr der Geschmack am Landleben vergangen, ja sie hatte einen Widerwillen dagegen bekommen, obgleich ihr Geist und ihr Herz noch ganz die Frische einer jungfräulichen Natur besaß. Sie begreifen,

meine Herren, daß dies eine reizende Eroberung war.

— Na, die war leicht zu machen, rief Balloquet. Das junge Mädchen wollte keinen Bauer, und sie mußte also in die Netze des ersten besten Städters fallen ... und dann hat Dein Bart auch nicht wenig dazu beigetragen!

— Wie so?

— Der Teufel! weil er den größten Theil Deines Gesichts verbirgt.

Fouvenard zuckte die Achseln und fuhr fort: Nach dem zweiten Contretanz wollte Mignon sich das Fest etwas ansehen. Ich bat um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Ich war so höflich gewesen, man konnte es mir nicht abschlagen; man hatte wohl auch nicht Lust dazu, denn die Dargenette's wurden gern freigehalten und Mignon fühlte sich geschmeichelt, einen jungen Pariser als Begleiter zu haben. Ich schritt neben Mignon her, die nicht mehr zwischen ihren beiden Begleiterinnen ging. Ich bezahlte für die Mädchen in allen Zelt-Theatern, die hier errichtet waren. Mignon wollte anfangs ablehnen, aber die beiden Andern traten immer so schnell ein, daß die hübsche Blondine genöthigt war zu folgen, um nicht

bei mir allein zu bleiben. Gegen Ende des Abends waren wir wie zwei alte Bekannte. Wir gingen zusammen nach Hause. Es war finster und die Mädchen hatten nicht abgelehnt meinen Arm zu nehmen. Ich hatte Mignon und die eine der Bäuerinnen am Arm, die andre hatte ihre Schwester untergefaßt, so daß wir in einer Linie gingen; es ist dies ein Vergnügen der Landleute und der Sonntags-Spaziergänger von Paris. Ich würde es vorgezogen haben mit Mignon allein zu gehen, aber es gab kein Mittel dafür.

Der Weg wurde mir zu kurz. Die beiden Dargenette's sangen die ganze Zeit auf eine erschreckliche Weise Arien, die sie gänzlich entstellten. Mignon sang nicht, und ich begann nun endlich ihren Arm zärtlich an mich zu pressen.

Der Zufall wollte, daß die Bäuerinnen früher zu Hause kamen als Mignon. Sie nahmen von einander Abschied und küßten sich lachend; ich vernahm einige Worte, die man sich ins Ohr flüsterte. Es war von mir die Rede. Die Dargenette's sagten: Du hast die Eroberung des Bärtigen gemacht! ... gieb acht daß er Dich nicht entführt! — Endlich befand ich mich mit dem

hübschen Mädchen allein; ich wurde zärtlich, beredt, dringend. Mamsell Mignon lachte zu allem, was ich sagte, aber es gefiel ihr; ich war also sicher zu siegen. Ich bat um ein Wiedersehen. Sie verweigerte es; aber ich erklärte ihr, ich würde alle Tage nach Sceaux kommen; hierauf entgegnete sie, daß ich sie dann gewiß begegnen würde, da sie es nicht hindern könne.

Und wirklich, ich traf sie am andern Tage und den folgenden Tag ebenfalls, kurz die ganze Woche hindurch. Ich gab für die Eisenbahn viel Geld aus; aber man muß säen um zu erndten.

Nach vierzehn Tagen hatte ich meiner Kleinen den Kopf verdreht und sie entschloß sich, mir nach Paris zu folgen, wo ich ihr ein glänzendes Loos, Vergnügen in Menge und vor Allem ewige Liebe versprach! ... O, Mignon hielt zu viel darauf. Das junge Mädchen war romanhaft. Aber Sie wissen meine Herren, dergleichen zu versprechen kostet uns Männern nichts! Ich weiß nicht einmal, ob ich nicht vom Heirathen gesproench habe, ich bin dessen nicht ganz sicher, indessen ich glaube es nicht.

Alles das reducirte sich auf ein Stübchen im fünften Stock unter dem Dache eines

Hauses in der Straße Menilmontant. Ich beschaffte nur das Allernothwendigste, aber ich muß gleichzeitig gestehen, daß meine Schöne auch gar keine Ansprüche machte, sie verlangte weder einen Pallast, noch Kaschemire, noch Wagen und Pferde ... zu ihrer Zufriedenheit genügte ihr schon meine Gegenwart.

Das dauerte einige Monate; dann wäre ich gern wieder frei gewesen, ich war gesättigt. Wenn sie vernünftig gewesen wäre, so hätte ich es ihr offen gesagt, daß solche Verbindungen nie dauern können; aber ich hatte es mit einem jungen Mädchen zu thun, die Paris und seine Bewohner noch nicht kannte; die Alles hier nur durch ein wunderschönes Prisma gesehen hatte. Außerdem aber besaß Mignon eine gewisse Tiefe des Charakters, über die ich manchmal erstaunte, sie glaubte wirklich, daß ich sie nie verlassen würde. Sie werden vielleicht sagen, ich hätte ja nur wegbleiben dürfen, aber ich hatte unglücklicherweise die Dummheit begangen, sie im Anfange unserer Bekanntschaft in meine Wohnung mitzunehmen, sie mit meinen geschäftlichen Verhältnissen bekannt zu machen, und mein Compagnon ist ein sehr tugendhafter

Mann, der mich für einen Cato hält, bei welchem Glauben ich ihn lassen will.

Ich mußte also auf eine solche Weise mit Mignon brechen, daß sie die Lust verlor, mich aufzusuchen, um so mehr, als sie mir gestand, daß sie eine zarte Frucht unsrer Liebe nähre. Denken Sie sich, meine Herren, ich mit einer Frau, die ein Kind auf dem Arme trägt! ... Pfui! ... Ich suchte also eine Gelegenheit zum Bruch. Ein heftiger Auftritt war dazu nöthig, denn ein gewöhnlicher Streit würde mich von Mignon nicht getrennt haben. Da habe ich zum Glück einen Freund, der gegen das weibliche Geschlecht sehr kühn, und in der Verführung fast so stark ist wie ich ... Sie haben vielleicht von Rambertin, Geschäftsreisender, schon gehört; er hat in allen Städten, die er besuchte, Ariadnen zurück gelassen. Rambertin hatte mich anfangs manchmal auf unsern Spaziergängen getroffen und fand mein Mädchen von Sceaux ganz nach seinem Geschmack. Eines Tages traf er mich allein und ziemlich trübe gestimmt; er fragte mich, was ich mit meiner Blondine gemacht hätte. Ich sagte: Donnerwetter! ich wollte, ich hätte nichts mehr mit ihr zu thun! wenn Du sie mir vom Halse

schaffen könntest, würdest Du mir einen großen Gefallen erzeigen.

— Sprichst Du ernsthaft? fragte Rambertin lebhaft.

— Sehr ernsthaft.

— Abgemacht!

— So! weißt Du denn nicht, daß Mignon mich anbetet, daß ich einen Grund haben muß, um mit ihr zu brechen.

Rambertin rieb sich die Hände und versetzte lachend: Es scheint, daß ich gewandter bin als Du, denn wenn es sich darum handelt, eine Bekanntschaft abzubrechen, stehen mir zehn Mittel für eins zu Gebote. Du gehst doch zu Deiner Schönen wenn Du nur willst, und hast auch wahrscheinlich einen Schlüssel von ihrer Wohnung, um hinein zu kommen, wenn sie schon zu Bette ist?

— Ja wohl.

— Gieb mir den Schlüssel. Morgen habe ich selbst einen und die Sache macht sich von selbst.

Am andern Tage gab mir Rambertin meinen Schlüssel mit den Worten zurück: Ich bin von Deinem Wuchs, ich hülle mich in meinen Mantel, verberge das Gesicht und gehe diese Nacht zu Mignon. Sie wird doch keine Nachtlampe brennen . . . ich

will mich schon in Acht nehmen, daß sie nicht merkt daß ein Andrer gekommen ist. Du kommst morgen hübsch früh, Du hast Deinen Schlüssel, Du überraschst mich und ...

Ich fand den Plan köstlich. Er wurde ausgeführt. Rambertin ist von einer Kühnheit ohne Gleichen! ... Alles gelang wie wir es gehofft hatten. Als ich den andern Morgen zu Mignon kam, schlief sie noch ohne irgend etwas zu ahnen und Rambertin stellte sich ebenfalls schlafend.

Kaum eingetreten erhebe ich einen schrecklichen Lärm: Mignon untreu! meineidig! ... Oh! meine Herren, Sie hätten nur das Erstaunen, den Schreck des jungen Mädchens sehen sollen! ... ich schwöre es Ihnen, es war ein höchst dramatisches Bild ... sie wollte sich mir zu Füßen werfen, mich zwingen sie anzuhören, aber ich wollte nichts hören und davon eilend rief ich ihr zu, alles sei nun zwischen uns aus.

Ich gestehe, ich fürchtete dennoch, daß Mignon mich aufsuchen würde, um zu versuchen, mich von ihrer Unschuld zu überzeugen; aber mehrere Tage verflossen und ich hörte nichts von ihr. Endlich traf ich Rambertin wieder. Nun? fragte ich, es scheint

mir, daß die Blondine sich schnell getrö-
stet hat.

— Du irrst Dich teufelsmäßig, versetzte Rambertin, Deine Mignon will sich im Gegentheil gar nicht zähmen lassen. Anfangs war sie der Meinung, Du hieltest sie für schuldig, und da wollte sie Dich aufsuchen und Dich zwingen sie zu hören. Meiner Treu, als ich sah, daß die Wendung so kam, habe ich ihr ganz offen unsre kleine List gestanden; die Wirkung war gegen alle Berechnung. Sie wollte mir anfangs durchaus nicht glauben, aber ich bewies ihr, daß ich die Wahrheit gesprochen; ich hatte noch ein Stückchen von dem Briefe, in dem Du mir den Ort nanntest, wo wir uns treffen wollten, um Dir den Schlüssel zurück geben zu können. Ich zeigte ihr diesen Brief, sie konnte nicht mehr zweifeln und antwortete nur mit den Worten: der Ehrlose! Aber Dich aufzusuchen, davon war nicht mehr die Rede. Jetzt versuchte ich für mich zu wirken, ihre Verzeihung zu erhalten, ich versuchte ihr begreiflich zu machen, daß ich sie schon seit lange liebe und daß nur das Uebermaaß meiner Neigung zu ihr mich bestimmen konnte, auf diese Angelegenheit einzugehen. Aber ohne mir ein Wort zu erwiedern, wies sie

mir die Thür und fügte nur hinzu: „erscheinen Sie nie wieder vor mir oder ich werde Ihnen vor dem Gericht das Unwürdige Ihrer Aufführung lehren." Mignon blieb unerschütterlich. Ich mußte mich entfernen.

Dies, meine Herren, ist der Bruch meiner Bekanntschaft mit dem jungen Märchen von Sceaux und ich wette Sie erinnern Sich bei Gelegenheit des sehr erfinderischen Mittels.

Herr Fouvenard blickte rund um sich, er schien von uns Lobeserhebungen zu erwarten; aber statt dessen schwieg Jeder und die meisten Gesichter zeigten einen ernsten Ausdruck. Ja, er konnte einige finden, die noch etwas Anderes ausdrückten, denn glücklicherweise konnte seine Erzählung bei uns keinen Anklang finden. Was mich betrifft, ich empfand stets eine Abneigung gegen den jungen Mann, ohne mir darüber Rechenschaft geben zu können, wie das in der Welt häufig zu geschehen pflegt. Jetzt fühlte ich mich zufrieden über diese Empfindung, sie hatte sich gerechtfertigt.

Das Bild von Mignon dagegen zog mich an, ich fühlte mich bewegt und ich wünschte, dieses arme Märchen zu kennen

und sie zu rächen wegen der Ehrlosigkeit, deren Opfer sie geworden war.

Dupreval hatte den peinlichen Eindruck bemerkt, den die Erzählung des großbärtigen Herrn hervorgebracht hatte und ohne Zweifel nicht sehr geschmeichelt, einen solchen Gast in seiner Gesellschaft zu haben, nimmt er mit fast strengem Ton das Wort: Sie hätten ebenso gut schweigen können, als diese Verführungsgeschichte aufzutischen, deren Entwickelung der Zeit der Regentschaft etwa würdig ist, unsern Sitten aber durchaus nicht mehr entspricht. Um eine Geliebte zu verlassen, sie in die Arme eines Freundes zu werfen, das sind veraltete Mittel aus den Erzählungen zur Zeit des Kardinal Dubois. Sie waren also bei der Auswahl Ihrer Erzählung nicht sehr glücklich.

Wie! veraltete Mittel! rief Herr Fouvenard mit der Hand durch seine Mähne fahrend, was er sehr häufig that, besonders wenn er sich ein Ansehen von Wichtigkeit geben wollte. Ich habe nichts erfunden . . . Ich habe erzählt was wirklich geschehen ist, und wer daran zweifelt, kann hingehen Straße Menilmontant Nr. 80 . . . wenn Mignon noch dort wohnt . . . und sie kann ihm eine Menge Einzelnheiten über ihren untreuen

Ernst geben ... das war mein Name ... sie nannte mich immer so. Ich weiß nicht, ob meine Erzählung Ihnen gefällt oder nicht! ... aber das kann mir ganz gleichgültig sein. Ihre langen Gesichter bringen mich zum Lachen! ... wer sonst etwas von mir haben will, braucht sich bei mir nur zu melden ... ich stehe zu Diensten ...

— O, meine Herren, geben Sie acht! ruft Balloquet lachend. Ich erinnere Sie daran, daß Fouvenard durch den Wein sehr streitsüchtig wird ... Noch drei oder vier Gläser Champagner und er fordert uns Alle! ...

— Balloquet, ich bitte Dich, höhne mich nicht ...

— Oho! der Eber borstet sich auf.

— Mein Herr, versetze ich ungeduldig, wenn Sie auf dieses Abentheuer mit der jungen Landbewohnerin stolz sind, so steht es uns nicht minder frei, unser Mißfallen daran auszudrücken, gleichviel ob Sie einen Werth darauf legen ... Was mich betrifft, so erkläre ich, daß ich allerdings viele Frauen getäuscht habe, aber nie wendete ich ähnliche Mittel an wie Sie, um mich von denselben wieder zu entfernen.

Dupreval erhob sich und machte dem Gespräch ein Ende.

— Meine Herren, sagte er, ich bitte Sie nochmals, mein Lebewohl als Junggeselle zu empfangen ...

Jeder eilt auf ihn zu und reicht ihm die Hand. Man sagt sich Lebewohl, Jeder nimmt seinen Hut und schickt sich an den Gasthof zu verlassen, während man die Musik einen verführerischen Walzer spielen hört.

Die Hochzeit vorn heraus.

Balloquet und ich waren bis zuletzt im Speisesaale geblieben, und den Hut in der Hand hatten wir uns im Takte der Musik gewiegt, vielleicht gar uns einige Male mit einander tanzend herum gedreht, als sich plötzlich noch näher eine Polka hören ließ.

— Ei! also mehr als ein Ball im Hause! rief Balloquet einem Kellner zu, der uns lächelnd beobachtet hatte.

— Ja, meine Herren, zwei Hochzeiten werden gefeiert; eine hier unter uns im ersten Stock und die andre im Hintersaale.

— Ach! man verheirathet sich also in beiden Sälen?

— Ja wohl, mein Herr.

— Wie spät ist es denn?

— Halb zwölf?

— Sind die beiden Hochzeiten sehr zahlreich besucht?

— Sehr ... man kann kaum tanzen.

— Welche ist die glänzendste?

— Beide sind schön; aber die vorn heraus geht doch über die hinten heraus ... sie ist viel anständiger ...

— Ich verstehe. Auf der hinteren läßt man sich mehr gehen, und amüsirt sich wahrscheinlich viel besser. Es ist erst Mitternacht! ... Und man soll sich schlafen legen, während Andre die ganze Nacht sich vergnügen ... Rochebrun, haben Sie nicht auch Lust, auf eine von den Hochzeiten zu gehen, wo es so lustig zugeht?

— Die Musik ist freilich sehr verlockend, aber ...

— Wollen Sie wetten, daß ich wirklich auf eine von beiden gehe?

— Wie? Sie wollten es wirklich wagen ... ohne Jemanden zu kennen? ...

— Warum nicht? das wird sich ganz leicht machen lassen. Ich gehe auf den einen

Ball, und wenn mich Jemand frägt, wer ich bin ... wen ich kenne ... dann sage ich: es sei ein Irrthum, ich hätte auf den andern Ball gehen wollen.

— Ei, Sie machen mir Lust es ebenfalls zu versuchen.

— Bravo! Abgemacht, ruft Balloquet, wir gehen Beide auf den Ball. Auch müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht in einer so zahlreichen Gesellschaft einen unserer tausend Bekannten finden sollten. Und dann, wir werden tanzen und Tänzer werden jetzt immer seltner, man wird sie nächstens bezahlen ... Nun? welchen Ball wählen Sie ... mir ist's gleich! ...

— Mir auch.

— Na, ich bin gutmüthig; der vorn heraus ist glänzender, ich lasse Ihnen die Vorhand, ich begnüge mich mit hinten heraus — um so mehr als ich aufgelegt bin möglichst ungenirt zu tanzen, und ein bischen ... Na wollen Sie so?

— Einverstanden.

— Wir haben lackirte Stiefel ... frische Handschuhe ... das paßt köstlich. Vorwärts!

Wir gingen eine Treppe tiefer. Balloquet springend und trällernd, ich ebenfalls

heiter gestimmt und entschlossen, den Witz mitzumachen. Wir kommen auf dem großen Flur an, die beiden Orchester spielen.

— Gut Glück! ruft Balloquet und tritt zur Rechten ein, während ich mich links wende.

Ich komme in den Tanzsaal. Eine Quadrille soll eben beginnen

— Ein viertes Paar hier! ruft ein Herr dicht neben mir. Dann frägt er mich: Wollen Sie vielleicht mir gegenüber Platz nehmen?

— Sehr gern! erwiedere ich, hole mir rasch eine Dame und trete an. Bevor ich noch Zeit habe mich umzublicken, befinde ich mich im vollen Tanzen. Ein Tänzer erscheint nicht verdächtig, man bemerkt ihn nicht. Es war das beste Mittel Bekanntschaft anzuknüpfen.

Nach der ersten Figur betrachte ich meine Tänzerin, die ich so zu sagen blind heraus gegriffen hatte.

Der Zufall war mir günstig gewesen. Die großen blauen Augen meiner sehr hübschen Tänzerin, einer Brünette, leuchteten zart und doch äußerst geistreich, eine leicht gebogne Nase, ein angenehmer Mund, prächtige Zähne, die man oft zeigt, da man leicht

zum Lachen zu bewegen ist, schwarze Haare, die in langen Locken zu beiden Seiten herabfallen und für die ich stets eine besondere Vorliebe habe, vollenden ein sehr verführerisches reizendes Ganze.

Ich werfe nun meinen Blick um mich. An dem Anzuge der Damen, an dem Benehmen der Herren, am Tanze eines Jeden sehe ich sogleich, daß ich mich in sehr guter Gesellschaft befinde ... ich weiß nicht, ob man sich hier sehr vergnügt, aber wenn man sich langweilt, so geschieht dies jedenfalls mit dem feinsten Anstande. Ich sehe viel häßliche Damen, denn in einer zahlreichen Gesellschaft ist die Häßlichkeit stets überwiegend. Ist es da wohl zu verwundern, daß eine hübsche Frau Eroberungen macht? Wenn die Natur öfter Schönheiten schaffte, würde denselben weniger Auszeichnung zu Theil werden. Indessen sehe ich doch einige Frauen, die recht nett sind, andere, die nur durch ihre Jugend etwas Anziehendes besitzen; doch keine gleicht meiner Tänzerin.

Könnte ich nur Einiges über das junge Ehepaar erfahren und über die Gesellschaft, das würde mir in meiner Lage sehr dienlich sein. Ich beginne also: Madame, ich bin

sehr glücklich, Sie noch frei gefunden zu haben ... ein seltner Zufall begünstigte mich.

— Aber Sie sehen ja mein Herr, daß man mich weniger beachtet, als Sie zu glauben scheinen ... Sie hatten sich ja nicht einmal mir vorstellen lassen ... Sie sind wohl eben gekommen, es scheint mir, als hätte ich Sie vorher noch nicht gesehen?

— Ja, Madame ... Ich bin allerdings ... noch nicht lange hier ...

— Wie finden Sie die Braut ... allerliebst, nicht wahr?

Ich sehe mich etwas verlegen um und bemerke nichts, was mir die Braut verrathen könnte. Meine Tänzerin hat mein Zögern bemerkt und fährt fort: Haben Sie vielleicht die Braut noch gar nicht gesehen?

— In Wahrheit, nein, Madame ... ich kam ... ich hatte noch nicht Zeit mich vorzustellen ...

— Da! ... dort unten, beim Orchester.

Ich erblicke eine junge Dame im vorschriftsmäßigen Anzuge, mit einem weißen Orangeblüthenbouquet, und sage: Ach ja, da ist sie, aber weshalb tanzt sie nicht?

— Weil der ungeschickte Archibald ihr so eben den Fuß fast zertreten hat ... Anna

ist genöthigt, wenigstens zwei Tänze zu pausiren.

Da weiß ich nun, daß die Braut Anna genannt wird, das ist schon etwas.

— Der arme Adolph war wüthend auf Archibald.

Adolph muß der Taufname des Bräutigam sein! Ich beeile mich zu erwiedern: Das begreife ich sehr gut ... an Adolphs Stelle wäre ich ebenfalls wüthend gewesen ... denn am Hochzeitsta e ...

— Er liebt seine Kousine so sehr, indessen man kann doch nicht mit dem Bruder des Bräutigam Streit beginnen.

Ach! Teufel, ich hätte mich gleich gewaltig verrathen. Kousine ... Bruder ... das wird mir zu bunt ... also Adolph ist nicht der Bräutigam. Ich befinde mich auf sehr glattem Boden; ich muß Acht geben, nicht zu fallen.

Meine Tänzerin plaudert gern und nimmt bald wieder das Wort: Herr Dablémar war ziemlich unempfindlich dagegen ... Sie kennen ihn doch?

Diese Frage setzt mich sehr in Verlegenheit, und ich antworte zögernd: Oh! gewiß ... das muß ihm ... ziemlich gleichgültig sein ... besonders wie ich ihn kenne ...

— Sie sind also gut bekannt mit einander?

— Sehr bekannt nicht gerade ... aber doch ziemlich ... um eine Meinung über ihn zu haben ...

— Glauben Sie, daß er sie glücklich machen wird? ...

— Wen?

Meine hübsche Tänzerin blickt mich erstaunt an indem sie sagte: Wie, mein Herr ... Wen? ... ei, seine Frau, die gute Anna! ...

Herr Dablémar ist der Bräutigam, dieses Mal kann ich nicht im Irrthum sein und ich antworte daher rasch: Oh, Verzeihung Madam! ... ich wollte sagen, sie wird sehr glücklich werden ... das ist meine aufrichtige Meinung.

— Ich wünsche, daß Sie Sich nicht täuschen. Ich kannte Anna in der Pension ... sie hat einen ausgezeichneten Charakter ... und ein Mann müßte sehr wenig umgänglich sein, wenn sie sich jemals über ihr Schicksal beklagte. Aber offen, mein Herr, war die Andre nicht hübscher? ...

Wieder eine Verlegenheit! von welcher Andern spricht die Dame? Ich wende mich ab; aber meine Tänzerin beginnt wieder:

Und doch sagt man, daß er sie nicht liebte, daß er sie sehr vernachlässigte ... Sie kannten sie wahrscheinlich, da Sie Herrn Tablémar's Freund sind.

— Wen denn, Madam?

Dieses Mal sieht mich meine Tänzerin mit einem sonderbaren Blick an, ich bin überzeugt, daß sie einen Dummkopf vor sich zu haben glaubt. Sie versetzt lächelnd: Sie leiden an Zerstreuung, mein Herr?

Ich sage ihr eine Artigkeit, welche meine hübsche Brünette vollständig befriedigt und ihr jene so liebenswürdige Miene wiedergiebt. Oh! die Schmeichelei! ... sie ist wie die Verleumdung, es bleibt stets etwas zurück.

— Mein Herr, Ihre Schmeichelei hindert mich nicht zu glauben, daß Sie zerstreut sind. Vielleicht haben Sie Ihre Gründe, mir nicht zu antworten ...

— Wohl, Madam, es ist wahr ... ich hatte Gründe ... und selbst sehr wichtige Gründe ...

— So, ich begreife.

Ei! sie begreift es also; ich für meinen Theil muß gestehen, daß mich dieses Gespräch sehr peinigte, und daß ich viel darum gäbe, von der Dame nicht für einen Einfaltspinsel gehalten zu werden, da sie mit jedem Augen-

blick in meinen Augen schöner wird. Es giebt Personen, die bei längerer Betrachtung immer mehr gewinnen, sie sind selten, aber meine Tänzerin war eine von diesen.

Nach einer kurzen Pause hebt meine hübsche Brünette abermals an:

— Sehen Sie nur, Herr Archibald wird gleich wieder einige Füße zermalmen ... es ist erschrecklich auf solche Weise zu springen ... ich möchte nie neben ihm tanzen.

Ich weiß nicht wen die Dame Archibald nennt und ich lächle, ohne die Augen zu erheben.

— Kennen Sie seine Tänzerin?

— Nein, Madam, ich kenne sie nicht.

— Ha, ha, ha! Sie haben ja gar nicht hingesehen ...

Meine Tänzerin überläßt sich einer Lustigkeit die mich beunruhigt.

Endlich sagte sie: Mein Gott, entschuldigen Sie nur meine große Lachlust. Mir kam eine sonderbare Idee durch den Kopf ... ich konnte nicht ernsthaft bleiben.

— Wenn Sie mir dieselbe mittheilen wollten, ich würde mich sehr freuen.

— Ich wage es nicht — denn Sie sind die Veranlassung meiner Lust zu lachen ...

— Desto besser, es freut mich aufrichtig.

— Sehen Sie, ich weiß nicht weßhalb es mir scheint, daß Sie in einen bestimmten Gedanken vertieft sind.

— Seit ich mit Ihnen tanze, Madame, liegt nichts Uebernatürliches darin.

— Oh! mein Herr, Sie sind zwar sehr artig, aber ich trage nicht die Schuld Ihrer Gedankenlosigkeit! . . .

— Glauben Sie, Madam?

— Wissen Sie was mir durch den Kopf ging? Sie werden mich kindisch finden . . . ha, ha, ha!

— Nun?

— Ich bildete mir ein, Sie hätten Ihr Taschentuch vergessen! . . .

Ich konnte mich nicht hindern, ebenfalls zu lachen. Ah, ich sehe also aus wie Einer, der sein Taschenbuch vergessen hat?

Es ist wahr, die Personen, denen dies nothwendige Möbel fehlt, haben im Allgemeinen eine sehr betrübte, eine sehr unruhige Miene; aber um meiner Dame zu beweisen, daß sie sich getäuscht hat, ziehe ich mein Taschentuch heraus und gebrauche es ohne daß es nöthig gewesen wäre. Dann sage ich: Sie verstehen in den Zügen zu lesen, und haben richtig errathen, daß ich beunruhigt bin, aber die Sache ist weit ernsterer Natur . . .

— Wirklich? nun, wenn ich nicht zudringlich erscheine ...

— Oh! ich möchte mich Ihnen gern vertrauen! aber ich wage es nicht ...

— Warum nicht? Beeilen Sie sich, die Quadrille geht zu Ende ...

— Es ist nicht so leicht gesagt ... Walzen Sie Madam?

— Ja, mein Herr.

— Darf ich um den nächsten bitten?

— Ich bin schon versagt.

— Ach! welch Unglück ... Wenn Sie wüßten in welche Lage mich das versetzt! ...

— Hätten Sie mir Ihr Geheimniß beim Walzer vertraut?

— Ganz sicher.

— Sie werden sagen, die Frauen sind sehr neugierig! ... nun gleichviel, ich nehme es an, ich sage meinem Herrn, es sei ein Irrthum gewesen.

— Ach welches unendliche Glück für mich!

Der Tanz endet. Ich führe meine Dame wieder auf ihren Platz. Jetzt handelt es sich darum, seine Haltung in der Gesellschaft zu bewahren. Kein Bekannter rund um mich. Die Gesellschaft scheint sehr gewählt. Man schreit nicht, man lärmt nicht, um zu beweisen, daß man vergnügt ist, man ergeht sich

ruhig, man plaudert mit den Damen, ohne daß diese in schallendes Gelächter ausbrechen ... Teufel! ich glaube man hat mich schon bemerkt ... Ein dicker junger Mann hat mich schon im Vorbeigehen zweimal betrachtet. Ich fühle mich nicht frei. Die Sicherheit von der Tafel her hat mich verlassen, der Wunsch mit meiner liebenswürdigen Tänzerin in ein näheres Verhältniß zu treten, hat mir jene Munterkeit benommen und giebt mir ein linkisches Wesen ... Ach, ein Herr bleibt bei mir stehen, er zieht seine Dose heraus ... Er hat ein Gesicht, das vom Adler zum Truthahn übergeht und in dem die Nase den größten Theil einnimmt. Könnte ich doch mit dem Herrn sprechen, das würde mir wieder etwas Haltung verschaffen.

Ich trete an den Herrn heran, und obgleich ich nie schnupfe, wenden sich meine Finger nach der Dose und ich begleite diese Bewegung mit den Worten:

— Sie erlauben wohl gefälligst ...

Der Herr, im Begriff die Dose einzustecken, beeilt sich dieselbe wieder zu öffnen und sagt: Versuchen Sie ... und sagen Sie mir, wie Sie ihn finden.

Der Herr legt also Wichtigkeit auf seinen Tabak — diese Nase konnte mir das

schon sagen. Ich nehme eine ungeheure Priese und mit todesverachtender Hingebung schnupfe ich sie heftig ein. Natürlich kommt mir der Taback nicht nur in die Nase, sondern auch sofort in den Hals und in die Augen. Ich ersticke fast, aber bemühe mich, meine Ungeschicklichkeit zu verbergen und ich zwinge mich, sehr befriedigt auszusehen.

Der Herr frägt nun mit zuversichtlicher Miene: Nun?

— Köstlich ... ausgezeichnet ... niemals habe ich eine solche Prise ...

— Ich glaub's wohl! erkennen Sie ihn?

— Nein ... indessen ... vielleicht ... warten Sie ...

Ich versuche mein Möglichstes das Gespräch zu verlängern; denn ich bin fest entschlossen, diesen Herrn nicht loszulassen, bis das Orchester den Walzer beginnt, unglücklicherweise bin nicht Tabakskenner.

— Sie besinnen Sich vergebens. Es ist eine Mischung die ich selbst mache, es ist Robillard, belgischer, und Korporal! ...

— Ach, den Korporal hatte ich gleich erkannt ...

— So? es ist sehr wenig darin ... dann gieße ich zwei bis drei Tropfen Melissewasser hinein, nicht mehr ...

— Ach! das also war es ... es schien mir gleich als ob ein bekannter Geruch ...

— O man fühlt es kaum durch, aber das bricht die Stärke des Robillard ...

— Ich glaub's wohl ... der Robillard ist fähig, besonders vor Tische ... ich kannte Jemand, der ...

Ich komme mir in diesem Augenblick so lächerlich und dumm vor, daß ich Lust habe mich wirklich selbst auszulachen. Glücklicherweise scheint mir der Herr mit der Dose, nicht das Pulver erfunden zu haben. Er schließt jetzt seine Dose und sagt:

— Mein Herr, es ist das Resultat langer Studien, obgleich ich niemals Chemie betrieben habe! aber ich schnupfe auch seit meinem dreizehnten Jahre ... wegen meiner Augen. Anna sollte es für ihre Ohrenschmerzen ebenfalls versuchen, aber ich konnte es nicht durchsetzen.

Bei dem Namen Anna erinnere mich, daß meine Tänzerin die Braut so nannte. Sollte ich mich an einen nahen Verwandten des Brautpaars gewendet haben? Dieser Gedanke verwirrt mich, meine Finger bewegen sich wieder auf den Herrn zu und ich murmele:

— Wenn ich es wagen dürfte, Sie noch-

mals um eine Priese zu bitten ... der Tabak ist so köstlich ... ich werde jetzt, da ich weiß, wie er zusammengesetzt ist, einen noch weit größeren Genuß davon haben.

Der Herr greift wieder nach seiner Dose, aber da kommt plötzlich ein junges, sehr häßliches Mädchen von etwa vierzehn Jahren mit den Worten auf ihn zu: Onkel Guillardin, Sie haben doch nicht vergessen, daß Sie den ersten Tanz mit mir tanzen wollen und jetzt ist schon der dritte ...

— Ja, ja, sei ruhig Joliette, du sollst tanzen ...

— Aber den nächsten ...

— Ja doch ...

— Mein Cousin Archibald hat mich auch zweimal aufgefordert und hat mich dann doch sitzen lassen ...

Herr Guillardin öffnet seine Dose, reicht sie mir und ohne sich weiter mit dem Mädchen zu beschäftigen, fährt er in seinem Gespräch mit mir fort: Eines Tages hatte ich Anna mehr als gewöhnlich zugeredet zu schnupfen, ich reiche ihr die Dose dabei und sie neigt sich über dieselbe, aber um ... mit aller Macht hineinzublasen ... Sie errathen wie es mir ging, sie hatte ihre Augen wohl weislich zugedrückt, aber mir flog der ganze

Tabak ebenfalls ins Gesicht und ich konnte zwei Tage lang nicht sehen. Seit dieser Zeit bot ich ihr meine Dose nicht mehr an ... Nehmen Sie doch.

Ich opferte mich abermals, das Wasser kommt mir in die Augen und das häßliche Fräulein Joliette, die noch bei uns steht, bricht in lautes Lachen aus.

— Wie? und Du bist noch da Joliette ... geh zu meiner Tochter ... Du weißt doch daß Du Brautjungfer bist ... Dein Platz ist an ihrer Seite.

Aber Fräulein Joilette lächelt nun auf eine so auffällige Weise, daß ihr Gesicht völlig zu einer Larve wird. Dabei heften sich ihre Blicke unausgesetzt auf mich, als ob sie in Betreff meiner etwas zu sagen hätte, aber meine Gegenwart dabei ihr lästig sei. Endlich ruft sie aus: Ach, Onkel, wissen Sie weshalb ich noch bleibe ... weil mein Cousin Archibald sagte: Joliette, geh, frage doch den Vater wer der Herr ist, dem er eine Priese gegeben hat und mit dem er so eben spricht ... er kann noch nicht lange auf dem Ball sein ... man muß acht geben, denn es giebt manchmal Leute, die sich auf den Hochzeiten einschleichen. um sich mit Kuchen und Eis vollzustopfen ...

Man denke sich meine Lage, das Gesicht, das ich bei der Rede dieser schauderhaften kleinen Joliette gemacht haben mag; ich bin gewiß, ich habe mehrmals die Farbe gewechselt. Indessen ich machte gute Miene zum bösen Spiel und zwang mich zu lachen, die Frage als Scherz aufnehmend. Der achtbare Herr mit der großen Nase folgte nun meinem Beispiel und murmelte:

— Ha! ha! sehr gut, da erkenne ich ich meinen jungen Archibald, oh, er ist ein Hitzkopf. Wer sich in unsere Gesellschaft einschliche, ohne geladen zu sein, dem würde er die Rippen brechen . . . ha, ha! . . . köstlich . . . Meine liebe Kleine, geh, sage ihm der Herr ist . . . der Herr heißt . . . ich bin mit . . .

Herr Guillardin dehnte die Worte, mich ansehend, und fing an zu begreifen, daß er mich ja gar nicht kenne; er wartete also auf meine Antwort und seine Nasenlöcher wurden am Ende größer als seine Augen.

Kann ich beschreiben, was ich empfand? ich fühlte Schweißperlen auf meiner Stirn . . . mein Mund ist trocknen, nicht der Zorn des ungeschlachten Archibald erschreckt mich, aber wie ein Unverschämter behandelt zu werden, der sich eingedrängt hat, um gut zu essen

und zu trinken, dieser Gedanke raubt mir die Sinne, jetzt wird mir das Unbesonnene meiner Handlungsweise erst klar. Könnte ich nur plötzlich versinken wie die Dämone im Theater . . . in diesem Augenblick beginnt die Musik! . . . es ist der Walzer! . . . O köstliche Töne! niemals habt ihr mir so süß, so melodisch, so anziehend geklungen! Mit einer raschen Verbeugung und den Worten:

— Verzeihung, ich habe eine Dame aufgefordert! . . . verschwinde ich wirklich, um meine hübsche Brünette aufzusuchen, die meine letzte Hoffnung, mein Rettungsanker ist. . . . .

Meine Gesichtszüge mußten einen Theil meiner Angst, meiner Besorgnisse verrathen haben, denn die Dame erhebt sich rasch, schlingt ihren Arm um mich und wir beginnen den Tanz. Noch während desselben befragt sie mich: Was fehlt Ihnen denn? Sie sind nicht mehr so heiter wie vorhin . . . und das Geheimniß?

— Oh! ich will Ihnen Alles mittheilen, Madame, überglücklich, wenn Sie Nachsicht mit mir haben . . . und begreifen, daß es nur eine Unbesonnenheit war . . . nicht zu rechtfertigen zwar . . . aber die doch nicht

verdient ... Mein Gott ... ich weiß nicht mehr was ich sage.

— Aber so reden Sie doch ... so erklären Sie doch ...

— Madame, zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich Karl Rochebrun heiße, in Paris geboren bin ... von achtbaren Eltern ... es würde mir leicht sein, dies zu beweisen ...

— Aber mein Gott, halten Sie mich denn für einen Untersuchungs-Richter ... weßhalb sagen Sie mir das? ...

— Damit Sie wissen, daß ich kein Landstreicher bin ... ich hatte Vermögen ... ich besitze noch etwa acht Tausend Franken Renten.

— Wenn das ein Heirathsantrag werden soll, unterbrach mich meine Dame lächelnd, so muß ich Sie zum Voraus benachrichtigen, daß ich schon verheirathet bin.

— Nein, Madam, nein, nicht weil ich um Ihre Hand werben will, sage ich Ihnen das, sondern damit Sie wissen, daß ich kein Lump bin.

— Ach! so! nun ich versichere Ihnen, daß Sie keineswegs wie ein solcher aussehen.

— Ja aber der Schein ist manchmal so

trügerisch . . . Mein Gott ich komme aus dem Takt . . .

— Hat nichts zu sagen, enden Sie nur . . .

— Nun, so wissen Sie, Madam, daß ich heute hier gespeist habe mit vielen andern Herren . . . nur Herren . . . Herr Dupreval . . . Advokat . . . hatte uns eingeladen . . . er will sich verheirathen . . . es war ein Abschiedsfest . . . vom Junggesellenleben, das heißt also, Madam, der Champagner wurde nicht geschont . . . die Tafel verlängerte sich, es wurde spät . . . wir hörten die Musik hier und nebenan . . . denn nebenan wird auch eine Hochzeit gefeiert . . .

— Ich weiß es, nur weiter . . .

— Etwas aufgeregt . . . durch die Töne verführt . . . sagt Balloquet (mein Freund): gehen wir auf die Hochzeit . . . obgleich nicht geladen . . . Der Eine hier, der Andre dort . . . wenn man uns bemerkt, befragt, sagen wir, daß wir uns in der Hochzeit geirrt haben. Ich lasse mich durch Balloquet verleiten . . . er befindet sich nebenan . . . und ich . . . ich bin hier.

Nun bricht meine Tänzerin gegen alles Vermuthen in ein lautes Lachen aus, das die Musik kaum zu übertönen vermag. Ich lasse

sie einige Augenblicke lachen, dann sage ich: Sie verzeihen mir also, Madam?

— Ei, vollständig; es ist ein Bischen kühn vielleicht, aber so komisch und keineswegs verbrecherisch ...

— Aber, Madam, ich bedarf jetzt eines Beschützers ... denn der Bruder der Braut, Herr Archibald hat mich bemerkt und soeben, als ich mit einer ungeheuren Nase schwatze, die zufällig der Vater . .

— Mit Herrn Guillardin?

— Richtig! nun läßt Herr Archibald fragen wer ich sei ... Es scheint Herr Archibald ist nicht immer liebenswürdig und könnte den Scherz übel aufnehmen ... Ich fühle wohl, daß ich Unrecht habe, aber wenn Herr Archibald mir das in unschicklichen Ausdrücken bemerklich macht, so schwöre ich Ihnen, Madame, daß ich nicht in der Laune bin es zu dulden ...

Meine hübsche Brünette lacht nicht mehr, sie erwiedert: Allerdings, Anna's Bruder ist ein Mensch der keinen Scherz versteht ... er ist beschränkt und daher ungemein empfindlich; er ereifert sich ... streitet sich um ein Wort ... Mein Gott, was ist da zu thun! ...

— Wenn Sie die Güte hätten zu sa-

gen, daß ich ein Bekannter von Ihnen bin ... daß Sie mich eingeladen hätten, mich vorstellten ...

— Das ginge alles recht gut, wenn ich nicht mit meinem Mann hier wäre ... er würde mich auf der Stelle fragen, woher ich Sie kenne ...

— Sehen Sie nur wie man mich schon beobachtet ... als wir an Herrn Archibald vorbeikamen ... bezeichnete er mich mehreren Herren, ohne Zweifel frägt er sie ob sie mich kennen und alle antworten, nein. Er wartet bestimmt nur bis der Walzer beendet ist ...

— Aber Sie sollen hierbleiben ... Sie tanzen so gut ... es wäre zu schade! ...

— Sie sind zu gütig, Madam, indessen, wenn sich Niemand meiner annimmt, wendet sich die Angelegenheit übel für mich ...

— Mein Gott! ... wenn doch nur Friederike da wäre ... Oh! sie würde Ihnen sogleich aus der Verlegenheit helfen, sie hatte kommen wollen ... sie hatte es mir versprochen ...

— Der Takt wird rascher ... noch einige Male herum und ich werde schimpflicher Weise ausgestoßen! Ich bedaure es nur Ihretwegen Madam ... Sie zeigten mir soviel Nachsicht ... und man kann Sie gar nicht

sehen, ohne nicht sogleich auf das glühendste zu wünschen, Sie wieder zu sehen.

— Ach! Mein Herr!

— Nun gleichviel, wenn Herr Archibald unanständig wird, so versichere ich Ihnen, er soll erfahren, daß er mit keinem Feigen zu thun hat ...

— Oh! wenn ich nur meinen Mann erblickte ...

Meine hübsche Dame sieht sich vergebens um, die Musik hat aufgehört, der Walzer ist beendet. Aber fast in demselben Augenblick stößt meine Tänzerin einen Freudenschrei aus, zieht mich nach der Eingangs-Thür des Saales leise flüsternd: kommen Sie ... kommen Sie ... Sie sind gerettet! Da ist Friederike.

Frau Friederike.

Ich habe wohl nicht nöthig zu erwähnen, daß ich meiner schönen Brünette sehr willig folgte; ihre Hand festhaltend wie ein Ertrinkender durchbreche ich die Menge und wir befinden uns an der Thür des Ballsaales in dem Augenblicke, wo eine eben ankommende Dame die Schwelle überschreiten will.

Meine Begleiterin eilt dieser Dame entgegen, und dieselbe in ein Nebenzimmer führend, ohne jedoch meine Hand zu verlassen, sagt sie leise zu ihr: Friederike! Du kommst gerade zur rechten Zeit, um diesem Herrn einen großen Dienst zu erweisen ... auch mir, da ich mich für ihn interessire.

— Was kann ich für ihn thun? sprich, meine liebe Armantine ... ich bin gern bereit ...

— Höre: Du kennst diesen Herrn ... stellst ihn vor ... Du hast ihn eingeladen hierher zu kommen, aber da Du noch nicht hier warst, als der Herr kam, wußte er nicht an wen er sich wenden solle. Nun Du aber gekommen bist, wirst Du ihn vorstellen ... verstehst Du? ...

— Vollkommen! es ist die einfachste Sache von der Welt! ... mein Herr, bieten Sie mir gefälligst Ihren Arm; da ich Sie vorstelle, müssen Sie mein Kavalier sein, auf einige Augenblicke wenigstens.

— Mit größtem Vergnügen, Madame, Sie wollen also die Güte haben ...

— Allerdings; es freut mich, Armantinen gefällig sein zu können. Aber ich bitte um Ihren Namen, mein Herr, denn um Sie vorzustellen, muß ich denselben wissen.

— Ich heiße Karl Rochebrun . . .

— Gut; Advocat wahrscheinlich? alle jungen Männer sind Advokat.

— Ich praktizire nicht, doch habe ich allerdings Rechtswissenschaft studirt.

— Das ist hinreichend, gehen wir in den Ballsaal.

Die Dame nimmt meinen Arm und lehnt sich auf denselben, als seien wir alte Bekannte. Ich bin nun voller Muth und schreite unbefangen und heiter neben meiner Beschützerin her.

Meine Tänzerin hat uns im Augenblick des Eintritts in den Ballsaal verlassen und meine Begleiterin sagt mir leise: Wissen Sie meinen Namen?

— Ich weiß nur Den, welchen man Ihnen so eben gab.

— Ich bin Frau Dauberny, seit acht Jahren verheirathet . . . sieben und zwanzig Jahr alt . . . mein Gemahl zählt vier und vierzig, ist vermögend, ohne Amt oder Geschäft . . . er liebt die Welt und die Bälle nicht . . . aber ich besuche sie ohne ihn . . . meine Eltern lebten in Bordeaux, wo ich geboren wurde . . . ich hoffe Sie wissen nun das Nöthige, im Fall man mit Ihnen von mir sprechen sollte.

— Ja, Madame, Tausend Dank!

Ich bewundre die Gewandtheit, die Leichtigkeit, mit welcher die Dame mir dies Alles sagt; man sollte nicht glauben, daß sie mich diesen Abend zum Erstenmale sieht. Herr Guillardin und die Braut kommen meiner Begleiterin entgegen, und ich erblicke auch den dicken Archibald hinter seiner Schwester, der Madame Dauberny begrüßt und mich neugierig betrachtet.

— Wie spät kommen Sie! ruft die Braut, die Hand meiner Beschützerin ergreifend.

— Wir hatten schon verzweifelt! sagt die ehrwürdige Großnase; Sie hatten doch versprochen zu kommen ...

— Ich bin ja auch da, ich halte immer mein Versprechen. Heut indeß habe ich durch mein spätes Kommen diesen Herrn gewaltig in Verlegenheit gesetzt. Ich hatte ihm versprochen, um eilf Uhr hier zu sein, um ihn, sobald er gekommen, gleich vorzustellen; und nun suchte er mich bisher vergebens und wußte nicht an wen er sich wenden solle. Erlauben Sie mir nun, Ihnen Herrn Karl Rochebrun vorzustellen, einen vortrefflichen Advocaten und tapferen Tänzer. Ich hoffe,

Sie werden einen meiner Jugendfreunde nicht ungern sehen.

Indem ich jetzt der Braut, dem Vater und Herrn Archibald eine tiefe Verbeugung mache, ruft Herr Guillardin aus: Alle Ihre Freunde sind uns willkommen, schöne Dame, Sie werden gewiß nicht daran zweifeln. Hätte uns Herr Rochebrun Ihren Namen genannt, so wäre das hinreichend gewesen, ihm die freundlichste Aufnahme zu verschaffen.

Meine Beschützerin verneigt sich freundlich und nachdem sie mich auch noch dem herbeieilenden Bräutigam, Herrn Dablomar, einem kleinen lebhaften Manne, vorgestellt hat, bin ich in bester Form in die Gesellschaft aufgenommen.

Jetzt habe ich auch so viel Gemüthsruhe, um die Dame, welche mich aus dieser peinlichen Verlegenheit befreite, und die, ohne mich jemals gesehen zu haben, mich einer zahlreichen Gesellschaft als einen Jugendfreund vorstellte, etwas genauer zu betrachten.

Ich weiß wohl, daß sie dies auf den Wunsch einer Freundin that, der sie wahrscheinlich dadurch einen großen Dienst zu erweisen dachte; dennoch liegt nichts desto weniger in dieser Handlung etwas Kühnes,

das mir sehr gefiel. Ist es Aufopferung der Freundschaft, ist es ein Charakterzug von Leichtsinn, ist es Originalität ... ich weiß es noch nicht, aber ich bin der Dame sehr verpflichtet, denn sie hat mich aus einer großen Verlegenheit gezogen.

Die Freundin meiner schönen Tänzerin ist von etwas mehr als mittlerer Größe, eher schmächtig als stark, aber von sehr schönem Wuchs, und ihre Haltung, obgleich etwas männlich, hat einen eigenthümlichen Reiz; ihr Fuß, ohne sehr klein zu sein, ist gut gebaut; sie trägt den Kopf hoch und etwas rückwärts, auch stützt sie oft eine Hand in die Seite, wie es ein Mann zu thun pflegt.

Madame Dauberny ist nicht gerade eine schöne Frau zu nennen, man könnte selbst an ihr vorüber gehen ohne sie zu bemerken, aber je mehr man sie ansieht, desto mehr gewinnt sie, weil sie ein ausdrucksvolles Gesicht hat. Sie ist eine Brünette im ganzen Sinne des Wortes, ihre Haare sind von einem so schönen Schwarz, daß sie dem Blau nahe kommen; man findet diese schönen Haare selten. Ihre schöngeformten Augen sind dunkelblau und tragen einen Ausdruck von Kühnheit und Charakterstärke. Ihre Nase ist etwas stark, ihr Mund nicht klein, aber die

Zähne weiß und in schönen Reihen. Ein Ausdruck von Spott lagert häufig um den Mund. Die Gesichtsfarbe der Madame Tauberny ist blaß, sie hat ein ovales Kinn und eine hohe Stirn. Man kann nur eine unvollkommene Beschreibung dieses originellen Kopfes geben. Man muß die Dame sehen, um sie richtig aufzufassen und ich glaube, man muß sie selbst mehrmals sehen, denn seitdem ich sie beobachte, hat sie drei oder viermal den Ausdruck ihres Gesichts gewechselt.

Ihre Sprache, in der ein leichter Accent des Südens sich heraus fühlen ließ, fand ich reizend. Ueberhaupt fühlte ich mich sehr geschmeichelt, für einen Freund der Madame Tauberny zu gelten. Indessen das läßt mich meine liebenswürdige Tänzerin nicht vergessen, der ich ja auch Erkenntlichkeit schulde. Ich möchte wohl einige Einzelnheiten über die schöne Brünette wissen ... wenn ich es wagte, ich würde sie mir bei ihrer Freundin Friedericke ausbitten.

Gerade kommt diese auf mich zu und sagt mir ganz leise, meinen Arm erfassend: Wollen Sie noch mein Kavalier sein?

— Ach! Madame, ich bin sehr glücklich, daß sie mich für denselben ansehen wollen.

— Gehen wir etwas umher. Ich werde Sie mit der übrigen Gesellschaft bekannt machen, dann können Sie zu Armantinen zurückkehren.

— Armantine? . . . ach! die Dame . . . welche mich Ihrem Schutze übergab.

— Gewiß. Ich denke wenigstens diese kennen Sie?

— Gar nicht . . . ich sah sie heut zum ersten Male . . . ich hatte nur mit ihr getanzt.

— Das ist etwas stark . . . und dieser lebhafte Antheil, den Sie Ihnen schenkt?

— Ich hatte ihr eben eine Unbesonnenheit gestanden, die ich begangen . . . und die ich Ihnen auch sagen werde, wenn Sie erlauben.

— Ich erlaube es nicht allein, sondern ich verlange es; denn am Ende muß ich doch meinen Jugendfreund etwas kennen.

Ich wiederholte Madame Dauberny Alles, was ich ihrer Freundin mitgetheilt hatte. Sie hört mit Aufmerksamkeit zu, ohne die geringste Bewegung. Ihre Ruhe macht mich besorgt . . . indessen als ich aufgehört habe, schüttelt sie lächelnd den Kopf und murmelt:

— Es ist etwas gewagt! . . . Ihr Freund also ist nebenan auf dem Balle?

— Ja, Madame.

— Und wie heißt Ihr Freund? Was ist er?

— Er ist Arzt und heißt Balloquet.

In diesem Augenblick kommt ein eleganter Herr von ohngefähr vierzig Jahren, guter Haltung, mit ziemlich angenehmen Gesicht, aber mit kalten unbestimmtem Blicke, und bleibt vor uns stehen, um einige Worte mit meiner Dame zu wechseln. Ich betrachte diesen Herrn, dessen Gesicht mir nicht unbekannt ist; er thut dasselbe und begrüßt mich dann sehr artig zu meiner freudigsten Ueberraschung.

— Ah, Sie kennen Herrn Rochebrun? sagt Madame Tauberny, sich an den vor uns Stehenden wendend.

— Ja, Madam, ich habe mich mehrmals mit dem Herrn in Gesellschaft befunden, namentlich beim General Trautnitz, dann bei der Frau von St. Albert.

— In der That, versetzte ich, mich besinnend, ich erinnere mich ebenfalls, das Vergnügen gehabt zu haben, den Herrn in diesen Gesellschaften zu treffen.

— Uebrigens, bemerkt Madam Dauberny, würde es mich überraschen, wenn Sie

Herr Sordeville nicht gekannt hätte, er kennt ja ganz Paris, und weiß Alles, was geschieht.

— Sie kommen sehr spät, Madam, antwortete Herr Sordeville lächelnd; Armantine war ganz verstimmt über Ihre Abwesenheit, ich muß jedoch gestehen, daß sie dies nicht abhielt, fleißig zu tanzen. Herr Rochebrun weiß etwas davon, denn ich sah ihn mit meiner Frau walzen und zwar sehr gut, wie ich versichern kann.

— Wie? mein Herr, das ist Ihre Frau Gemahlin, mit der ich das Vergnügen hatte zu tanzen?

— Ja wohl.

— Aber was für sonderbare Leute Sie sind! ruft Madam Dauberny, uns spöttisch ansehend, Sie kennen Sich, und der Herr weiß nicht, daß er mit Madam Sordeville tanzte?

— Was ist da Sonderbares? Madam, ich habe Herrn Rochebrun in jenen Gesellschaften begegnet, die ich ohne meine Frau besuchte, so etwas kommt häufig vor. Wenn man auch verheirathet ist, so braucht man dennoch nicht immer mit seiner Ehehälfte auszugehen ... und es scheint mir, als ob Sie selbst diesen Abend einen Beweis davon geben!

Herr Sordeville hat diese Worte mit einer gewissen Bedeutsamkeit gesagt; Madam Dauberny bleibt ihm jedoch eine Antwort auf diesen Seitenhieb nicht schuldig, die ich indeß nicht verstehe, da gerade meine schöne Tänzerin herzugetreten ist, und den Arm ihres Mannes nahm.

— Meine liebe Armantine, sagte meine Vorstellerin, du weißt wohl noch nicht, daß Dein Mann Herrn Rochebrun kennt, den ich mir erlaubte zu dieser Hochzeit mitzubringen. — Es ist ein schrecklicher Mensch, Dein Mann, wenn ich Jemanden unter einem falschen Namen mitgebracht hätte . . . er würde das ganze Spiel verdorben haben!

Die schöne Brünette lächelt und erröthet etwas, dann ihre Freundin unter den Arm nehmend, zieht sie dieselbe mit sich fort, doch nicht ohne mir Zeit zu lassen der Madam Dauberny ins Ohr zu flüstern: Sind Sie nun überzeugt, daß ich wirklich der bin, für den ich mich ausgab und daß Sie kein Mißtrauen gegen mich zu hegen brauchen?

Mit einem Händedruck, wie ihn ein Mann gegeben haben würde, erwiederte sie: Ich habe nicht geglaubt, daß Sie mir Lügen sagten.

Herr Sordeville ist bei mir stehen ge-

blieben. Er scheint ein Gespräch anknüpfen zu wollen, und kommt somit meinem Wunsche entgegen, mit dem Mann jener Frau, die mir so gut gefällt, näher bekannt zu werden. Denn, wenn mich auch sein ganzes Wesen nicht gerade anzieht, so bleibt mir doch noch übrig, bei der Unterhaltung an seine Frau zu denken.

— Madam Dauberny ist eine recht liebenswürdige Frau, beginnt Herr Sordeville.

— Ja, sie ist sehr liebenswürdig ... auch scheint sie sehr geistreich zu sein ...

— Hatten Sie noch nicht Gelegenheit sich davon zu überzeugen?

Ich beiße mir auf die Lippen wegen meiner Dummheit, und beeile mich mit leichtem Tone zu erwiedern:

— Ich wollte im Gegentheil sagen, daß sie noch mehr besitzt, als sie merken lassen will.

— Ach! Sie glauben, ich meinte, daß sie ihren Verstand nicht zu verbergen sucht.

Es ist verteufelt schwer wieder auf die richtige Fährte zu kommen, wenn man in die unrichtige gerathen ist. Und dann hat dieser Herr eine Art und Weise die Fortsetzung eines Gespräches zu veranlassen, die in Verlegenheit setzt. Der Bruder der Braut be-

findet sich gerade neben uns, er bleibt mit den Worten bei Herrn Sordeville stehen:

— Von wem reden Sie?

— Von Frau Dauberny ...

— Oh! Madam Dauberny! das ist eine Emanzipirte! Sie hat einen festen Charakter, der immer seinen Willen thut, der sich über eine Menge von Vorurtheilen wegsetzt, der sich über das „was wird man davon sagen!" lustig macht. Uebrigens verbirgt Madam Friederike ... ich nenne sie so, weil sie den Namen lieber hat, als den ihres Mannes ... ich sage, Madam Friederike verbirgt nicht, daß sie nur thut was ihr gefällt, und daß sie Alles thun will, was ihr gefällt ... Wenn eine Frau dies gesteht, so kann man sie wohl eine Emanzipirte nennen.

Herr Sordeville begnügt sich zu lächeln und murmelt: Man sagt Vieles, was man nicht thut, und oft nur um den Ruf der Originalität zu erhalten.

— Uebrigens, fährt der dicke Archibald zu mir gewendet fort, da Sie ein Jugendfreund von Madam Friederike sind, so müssen Sie am besten wissen, ob meine Ansicht über jene Dame eine richtige ist.

Ich bemerke, daß Herr Sordeville mich heimlich beobachtet. Ich antworte also jedes Wort

abmessend: Mein Herr, seit ich das Glück habe Madam Dauberny zu kennen, habe ich ihre vorzüglichen Eigenschaften erkannt ... sie besitzt einen feinen Geist, sie ist zwar etwas spottlustig ... aber wirkliche Fehler kenne ich an ihr nicht. Außerdem finde ich, daß die geistreichen Leute so selten werden, daß sie wohl für Originale gelten können.

Ehe die Herren etwas erwiedern können, beginnt die Musik eine Quadrille. Ich will ein gutes Werk thun, das mich der Familie der Braut verbinden soll. Ich eile, Fräulein Joliette zum Tanz aufzufordern.

Das häßliche Mädchen nimmt es mit entzückter Miene an und Madam Dauberny lächelt mir dafür beifällig zu.

Ich hoffe mich beim nächsten Contretanz durch die reizende Armantine zu entschädigen.

Indessen noch vor Beendigung des Tanzes läßt sich draußen ein großer Lärm hören; man schreit, man zankt sich auf dem Vorsaale und ich glaube Balloquet's Stimme zu hören. Er ist gewiß nicht so glücklich gewesen wie ich, oder hat eine Unvorsichtigkeit begangen. Ich eile sogleich dem Geschrei zu.

Die Hochzeit im hintern Saale.

Im Augenblick, wo ich auf dem Vorsaale ankomme, der die beiden Balllokale trennt, scheint der Streit lebhafter zu werden; unter den männlichen Stimmen erkenne ich nun deutlich die Balloquet's; er schreit: Ich wiederhole es, mein Herr, es ist ein Irrthum; ganz einfach ein Irrthum, zum Teufel, man kann sich doch irren! ich habe die eine Hochzeit für die andre gehalten ... im allgemeinen sind die Hochzeiten sich sehr ähnlich, namentlich im Augenblick, wo man tanzt ... und was ist denn am Ende dabei ....

Die Kellner bemühten sich vergebens den Frieden herzustellen, indem sie versicherten, daß Balloquet mit sehr anständigen Personen oben gespeist habe.

Es gelingt mir die Menge zu durchbrechen. Ich bemerke lächerliche Figuren, Gesichter die sich für den Charivari eignen. Der größte Theil der Männer zeigt außer seiner Sonntags-Kleidung auch noch jene gewöhnliche Haltung, die selbst durch den elegantesten Anzug nicht zu verdecken ist. Sie sind Alle sehr entrüstet gegen den armen Balloquet der, hochroth wie wilder Mohn, sich anstellt wie

ein Besessener. Ein ältlicher dicker Mann, mit Augen, die wie von Glas aussehen, hält Balloquet am Arm und wiederholt jeden Augenblick: Das geht nicht so ... Sakr ... Entweder es ist so oder es ist nicht so ... Beweise! ... ich fordre Beweise.

Ein großer junger Mann, blond, mit nichtssagenden und dummen Zügen, dessen Haare glatt und flach bis auf die Augenbraunen herabfallen, scheint Balloquet zu drohen und sagt: Was haben Sie mit meiner Frau gemacht ... Nun ... haben Sie es gethan oder nicht ... Petronille hat es mir selbst gesagt, Sie hätten sie gezwickt ... sehr hübsch ... die Braut hinten zu kneipen ... und ohne zur Hochzeit geladen zu sein ... und selbst das wäre noch kein Grund dafür.

— Herr Bräutigam, ich tanzte ... meine Hand kann sich geirrt haben ... in der Zerstreuung ... Sie begreifen ...

Der Mann mit den Glasaugen schreit wieder: Das geht nicht so ... Sakr ... Beweise! Beweise!

In diesem Augenblick vermehrt sich der Lärm und das Gedränge durch eine dicke Alte von wenigstens sechzig Jahren mit breitgedrückter Nase voll Tabak, das Gesicht in blonde Locken eingerähmt, die künstlich in Stufenform

gruppirt, fast einen Backenbart bilden und die mit Blumen, Bändern, Spitzen und falschen Steinen überladen ist. Sie erscheint mitten unter den Männern und schreit mit kläffender Stimme: Pamphile soll sich nicht schlagen! ... ich verbiete meinem Sohn sich zu schlagen!... Der Herr ist ein Töipel, ein Flegel, ein Grobian ... werft ihn vor die Thüre ... holt die Wache ...

— Nein, liebe Frau, ich bin kein Flegel! versetzt Balloquet, wüthende Blicke nach der Alten schleudernd, angeschirrt wie ein Pferd des Hippodrome, ich werde es beweisen.

— Madam Girie, gehen Sie doch wieder hinein ... Ihr Platz ist nicht hier, wir bedürfen keiner Frauen diese Angelegenheit zu ordnen ...

— Ich wiederhole, mein Sohn soll sich nicht schlagen ... Pamphile, komm ... komm mit mir ... misch Dich nicht hinein.

— Aber, Mutter, laß mich doch in Ruh, ich bitte Dich ...

— Nein, nein! ... Du sollst Dich nicht schlagen ... wenn auch der Herr Deine Frau gezwickt hat. Ei, mein Gott, was ist denn dabei ... Petronille hatte auch gerade nicht nöthig es Dir zu sagen ... Ach! du lieber Gott, wenn der selige Girie sich jedesmal

hätte schlagen wollen, wenn man mich gekniffen hatte ... Aber ich beklagte mich nicht! .... ich liebte dafür meinen Mann zu sehr. Der Herr muß auf die Wache, Wache!

Die Verwirrung, das Gedränge stieg immer mehr. Endlich gelangte ich zu Balloquet. Ich befreie ihn von dem Herrn mit den Glasaugen und rufe: Was giebts denn, meine Herren? ... was ist Ihnen denn begegnet, Herr Balloquet? weshalb ist alle Welt so aufgebracht?

Balloquet stößt einen Freuden-Schrei aus, als er mich erblickt und betrachtet stolz alle seine Gegner und erwiedert: Sie sehen wohl, meine Herren, daß ich nicht gelogen habe, hier ist mein Freund von der andern Hochzeit, der mich holen kommt ... nicht wahr, Rochebrun, Sie kommen mich abholen und ich bin wirklich Arthur Balloquet, prakticirender Arzt ... und gehöre nicht zu solchen Leuten, die man vor die Thüre wirft? ...

— Beweise! Beweise! Beweise!

— Mein Sohn soll sich nicht schlagen ... Pamphile, höre auf Deine Mutter ...

— Sie haben meine Petronille gekniffen, davon gehe ich nicht ab ...

Ein kleiner Mann von marionettenhaften Aeußern taucht nun auf und schreit hin-

ter den Locken der Frau Girie hervor: Erlauben Sie ... man muß suchen sich zu verständigen .... Der Herr sagt, er habe sich in der Hochzeit geirrt ... aber er ist seit länger als einer Stunde hier ... ich habe ihn wohl bemerkt, er trank alle Augenblicke Punsch und lärmte mehr als alle Andern. Der Herr mußte doch wohl merken, daß er uns nicht kannte ... daß die Brautleute nicht diejenigen sind, die ihn eingeladen haben!

Der kleine Hanswurst war nicht so dumm, wie man es beim ersten Anblick hätte glauben können Balloquet weiß nicht, was er antworten soll. Ich beeile mich, das Wort zu nehmen: Mein Herr, mein Freund Arthur Balloquet hat sie nicht betrogen; er ist ein sehr achtbarer Arzt und unfähig, Sie absichtlich beleidigen zu wollen ... er hat sich im Lokal geirrt ... das ist Alles; man muß darin nichts Schlimmeres sehen, als wirklich darin ist.

— Und ich befand mich so wohl bei Ihnen, daß ich mich nicht en:schließen konnte, wo anders hinzugehen.

Diese Schmeichelei besänftigte die Wildheit des Herrn mit den dicken Augen. Als er dessenungeachtet doch noch Beweise ver-

langen will, sieht er Herrn Guillardin in Begleitung der Frau Dauberny, die sich mir nähert und mir zuflüstert: Ihr Freund ist wohl die Ursache dieses Streites?

Ich werfe ihr einen beistimmenden Blick zu und gleichzeitig läßt sich ein Schrei der Ueberraschung hören: Ei! da ist ja Herr Guillardin ... mein Wirth!

— Ja wohl, Herr Bocal. Was machen Sie denn hier?

— Was ich hier mache? nun, ich verheirathe meine Tochter mit Herr Girie ... kommen Sie doch vor, Girie ... begrüßen Sie meinen Wirth ...

Der große Blonde mit seiner dummen Miene drängt sich näher und begrüßt Herrn Guillardin. Dieser Zwischenfall hat eine glückliche Veränderung hervorgebracht, man beschäftigt sich nicht mehr mit Balloquet. Nachdem Herr Guillardin die Begrüßungen erwiedert, sagt er zu Herrn Bocal: Ein sonderbarer Zufall! ich bin aus demselben Grunde hier wie Sie, auch ich verheirathe meine Tochter hier nebenan?

— Das wäre! ... ist es möglich ... Ihre Hochzeit ... ich will sagen, Ihre Fräulein Tochter verheirathen Sie ...

— Ja, mein Herr, fällt Madame Dau-

berny ein, und ich warte schon seit langer Zeit auf Herrn Balloquet, der mit mir tanzen wollte.

Balloquet betrachtet überrascht die ihm ganz fremde Dame, er beeilt sich indessen ihr zu antworten: Meine Dame, ich stehe zu Befehl . . . aber ich . . . ich erklärte diesen Herren . . .

— O, das ist alles abgemacht, sprechen wir nicht weiter davon, versetzt Bocal in Balloquets Hand schlagend, wenn ich hätte errathen können, daß Sie ein Hochzeits-Gast meines Wirths sind . . . Madam, meine Herren, wir werden uns sehr geschmeichelt fühlen, wenn Sie unsern Ball mit Ihrer Gegenwart beehren wollen. Ach! Herr Guillardin erzeigen Sie uns diese Ehre . . . ich will Ihnen Petronille vorstellen . . . Pamphile rufen Sie doch Petronille. Madam, meine Herren, ich bitte, kommen Sie doch auf unsern Ball . . .

Herr Guillardin wird fast mit Gewalt durch seinen Miether fortgezogen, und befindet sich bald auf der Hochzeit hintenheraus; Frau Tauberny und ich, wir folgen ihm, Balloquet wird am Arme des Bräutigams im Triumph mit den Worten wieder hereingebracht: Sie hätten nur gleich sagen sollen, daß Sie ein

Freund sind, ein Freund unserer Freunde . . . man würde sich nicht gezankt haben . . . sobald man nur gewußt hätte, daß Sie zur Hochzeit des Wirth's meines Schwiegervater's eingeladen sind, meine Hand darauf . . . Sie sollen von Petronille den nächsten Contre-Tanz haben.

— Sie sind zu gütig, Herr Girie . . . und was den Irrthum betrifft, daß ich Ihre Frau Gemahlin gezwickt habe . . .

— Ei was! sprechen wir nicht mehr davon, das wär zum Lachen . . . zum Lachen . . . sehen Sie, wenn Sie recht liebenswürdig wären, blieben Sie bei uns . . . da Sie Sich amüsiren . . . und jetzt da wir uns kennen, da würden wir doppelt lustig sein . . . bah! es ist ausgemacht, Sie bleiben bei uns . . . und beim Abendbrot sorge ich für Sie, und tüchtig . . .

— Meiner Treu, Herr Pamphile Sie sind so liebenswürdig . . . Ihre Gesellschaft ist so heiter . . . ich bin Willens die Hochzeit des Wirth's im Stich zu lassen! . . .

Da wir dicht hinter Balloquet standen, hörten wir ganz genau das Gespräch.

Madam Dauberny hatte meinen Arm wieder genommen, gleichsam als seien wir schon alte Bekannte, und sie flüstert mir zu:

Es wäre am besten, wenn Herr Balloquet auf dieser Hochzeit bliebe, denn ich glaube, er ist etwas sehr heiter und wenn er in unsere Gesellschaft käme, so könnte er wohl zu viel schwatzen und uns verrathen.

— Sie haben Recht, Madam; aber seien Sie unbesorgt. Balloquet wird hier bleiben, man hat von einem Abendbrot gesprochen, und er gehört zu Jenen, die nie eine Mahlzeit abschlagen. Aber sehen Sie doch, ich glaube wir sollen tanzen, Herr Bocal will seinen Wirth bewegen zu tanzen ... sein Kontrakt wird wohl zu Ende gehen und er Lust haben denselben zu erneuen.

Die Musik hat in der That Herrn Bocal aufgeregt, denn er bildet sich ein, im Takte der Musik gehen zu müssen, und stellt, fast Polka tanzend, seinem Wirth Petronille vor. Dies ist eine dicke, ungeschlachte Figur mit frischen und rothen Gesicht, ohne alle Reize, als die der Jugend.

— Tanzen Sie Polka? frägt mich Friederike.

— Ja, Madam.

— Dann rasch angetreten, wir wollen uns über diese possirlichen Leute amüsiren. Ich will sehen, ob Sie eben so gut Polka tanzen, wie den Walzer.

Nun sind wir im Fluge. Ich habe diesen Abend Glück. Eine gute Tänzerin nach der Andern. Wir tanzen vorwärts, wir tanzen rückwärts, wir drehen uns rechts, wir drehen uns links herum; unser Tanzen scheint die Bewunderung der Gesellschaft zu erregen, denn ich höre von mehren Seiten: Ach! dieses Paar, die machens gut! — Sehen Sie doch diese Beiden, — wie allerliebst.

Der Polka ist beendet. Die Hitze im Saale wird unerträglich.

— Ich habe genug, sagt Madam Douberny; auch glaube ich, daß Herr Guillardin zu seiner Tochter zurückgekehrt ist. Bringen Sie mich nach unserm Balle zurück, nachher können Sie ja wieder hierher gehen, wenn es Ihnen hier besser gefällt.

Ich bitte Sie zu glauben Madame, daß ich die Gesellschaft vorziehe, an der Sie Theil nehmen.

Wir sind nun wieder auf unsrer Hochzeit angelangt. Da aber ein Tanz begonnen hat, setzt sich Madam Dauberny, ich nehme neben ihr Platz, überglücklich das Gespräch mit der liebenswürdigen Friederike fortsetzen zu können. Ich finde die Dame sehr reizend, und wenn ich nicht schon in ihre Freundin Armantine verliebt wäre! . . . aber es ist so

hübsch verliebt zu sein, wenn es auch nichts einbringt; desto mehr also wenn es etwas einbringt. Ich weiß noch nicht, was aus meiner neuen Liebe werden wird, aber es ist ja doch erlaubt zu hoffen.

— Ich bin Ihnen sehr verbunden Madame für das, was Sie diese Nacht für mich gethan haben.

— Mein Gott! Sie haben mir schon Ihre Erkenntlichkeit ausgedrückt, mein Herr .... ich hoffe, daß das abgemacht ist ....

— Sie wissen Madame, daß ich mich manchmal mit Herrn Sordeville in Gesellschaft befunden habe; aber das ist mir nicht genug ... ich wünschte, daß Sie mich näher kennen lernten ... wenn Sie mir erlaubten, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen?! ....

Madame Dauberny sieht mich an, ich möchte wohl wissen, was in ihrer Seele vorgeht, aber sie antwortet ungezwungen:

— Nein, mein Herr! Nein, ich erlaube Ihnen nicht zu mir zu kommen ...., zu welchem Zwecke auch?

— Nun, um die Freude zu haben, bei Ihnen zu sein, weil ich den Wunsch hege, daß Sie mich genauer kennen lernen möchten. Wenn man so glücklich wäre, einen

Abend in Ihrer Gesellschaft zuzubringen, so ist es traurig zu denken, daß man Sie vielleicht nie mehr wieder sehen wird.

— Oh! niemals .... das ist ein Wort, das aus allen Wörterbüchern ausgestrichen werden sollte. Wenn Sie mich übrigens wiedersehen wollen, so beruhen Sie sich, es wird geschehen .....

— Und wo Madame?

— Bei Armantine.

— Bei Madame Sordeville? Aber ich kenne sie nicht genauer, wie Sie.

— Aber ihr Mann kennt Sie. Unterhalten Sie sich noch etwas mit ihm, und ich versichere Sie, er wird Sie darum bitten, ihn zu besuchen.

— Glauben Sie?

— Versuchen Sie es ... ah! da kommt der schreckliche Archibald .... Nehmen Sie sich in Acht ... Sie werden ihn sich zum Feinde machen.

— Weshalb denn?

— Weil er glaubt, Sie machen mir den Hof .... Sie müssen wissen, daß dieser Herr mir eine Liebeserklärung gemacht hat.

— Ei, ich denke das muß nichts Seltenes sein.

— Es ist wahr, die Herren glauben

gewöhnlich, daß die Eroberung einer ungenirt, einer etwas frei auftretenden Frau leicht wäre, aber das ist ein großer Irthum. Warum soll eine Frau, die sich weniger ziert als Andere, die ihre Gedanken offener ausspricht, die nicht die Spröde spielt und über ein heiteres Wort lacht, eine leichte Beute jedes Einfaltspinsels sein? Ein Verständiger wird dies nicht glauben.

Wird alles dieses für mich gesagt? ich weiß es nicht, indessen habe ich ihr noch keine Erklärung gemacht, wenn ich auch wünschte sie wiederzusehen. Wahrscheinlich wollte sie mir nur eine Warnung ertheilen, wenn ich etwa beabsichtigte, ihr den Hof zu machen ... sie ist im Irthum, ich denke nur an Armantine, meine reizende Tänzerin.

Die Quadrille ist zu Ende Ich verlasse meinen Platz, und die Neugier treibt mich zu sehen, was Balloquet auf der andern Hochzeit noch für Streiche macht, und um zu vermeiden, daß der allzu Heitere mich nicht etwa hier aufsucht. Lustiger geht es dort gewiß zu.

Die Neuvermählte und ihre Eltern.

Auf der Hochzeit des Fräulein Bocol lies man jeden Augenblick Punsch, Glühwein, Bischof und andere erhitzende Getränke herumreichen und die Damen langten fast ebenso fleißig zu wie die Herren. Das bewiesen auch ihre hochroth gefärbeen Gesichter. Einige lachten in einem fort, andere stimmte der Wein sehr zärtlich, sie rollten ihre Augen auf so verliebte Weise, daß es einen etwas Schüchternen in Verlegenheit setzen müßte; noch Andere machte der Punsch traurig, sie stießen tiefe Seufzer aus, und hatten die Augen feucht. Die Männer haben sich fast alle der lärmendsten Lustigkeit überlassen.

Nachdem ich in den Saal getreten, sehe ich mich sogleich nach Balloquet um; ich bemerke ihn neben einer Brünette mit glühenden Wangen. Ihr Gespräch ist so aufgeregt, daß der junge Doctor mich nicht sieht, obschon ich mich dicht vor ihm hinstelle.

Ich entschließe mich ihn auf die Schulter zu klopfen und sage: Mein Freund, ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen.

— Es geht jetzt nicht, ich bin beschäftigt,

ich erkläre eben dem Fräulein die richtige Art und Weise Blutegel zu setzen ...

Dabei wirft Balloquet mir einen bedeutsamen Blick zu. Ich begreife, daß sein Gespräch sehr interessant sein muß. Ich will mich entfernen, als der kleine Hanswurst, Herr Ravinet, mich beim Arm faßt und mir zuruft, denn hier schreit Jeder, anstatt zu sprechen:

— Ah! Sie sind der Herr von der Hochzeit des Wirths, welcher so gut Polka tanzt ... ich erkenne Sie ... Wenn Sie der Tante Chalumeau einen Gefallen erzeigen wollen, so polken Sie mit ihr.

Ich fühle keine Lust zu tanzen, und erkläre dem Vetter Ravinet, daß ich sehr müde sei.

— Ah! das ist schade, es war eine Freude Ihnen zuzusehen. Haben Sie schon Punsch getrunken? Herrn Bocal's Destillateurladen ist ja berühmt des guten Punsches wegen. Kosten Sie ihn nur!

— Ich muß danken, ich bin kein Freund des Punsches.

— Aber dies ist kein gewöhnlicher Punsch Sie müssen ihn erst kosten, dann sollen Sie mir Antwort sagen. He, Vetter Bocal, hier ist ein Herr von der Hochzeit des Wirths, der Deinen Punsch noch nicht gekostet hat ...

Der kleine dicke Mann mit den gläsernen Augen kommt auf mich zu und mich beim Arm fassend sagt er, sein Gesicht mir dicht vor die Nase haltend, eine der abscheulichsten Gewohnheiten, die man nur haben kann: Ah! mein Herr! Sie sind von der Hochzeit meines Wirths! Gewiß werden Sie mir nicht die Beleidigung anthun, mir ein Glas Punsch abzuschlagen... Heda, Kellner!

— Sie sind zu gütig, Herr Bocal, aber....

— Der Punsch ist von meiner Essenz, er ist aromatisch!... He, Kellner! wie lange dauert denn das!

— Die Herren haben sich vor mich gestellt und ein Entfliehen ist nicht möglich; auch bemerke ich, daß ich von Madame Girie bewacht werde, welche, die Blicke auf mich gerichtet, mit ein paar Damen flüsterte. Ich verschlinge also ein Glas von dem Punsche, den der Kellner nun gebracht hat und hoffe dann in Freiheit gesetzt zu werden; aber dem ist leider nicht so.

Herr Bocal zieht mich jetzt zu seiner Tochter Petronella hin und sagt: Nun müssen Sie mit der Braut tanzen.

— Das ist sehr viel Ehre... aber...

— Ah! Sie müssen tanzen! Mein Hauswirth wollte es nicht thun, nun er ist alt . . . doch Sie, leicht wie ein Zephyr, Sie müssen uns die Ehre erzeigen.

Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, um mich der Ehre zu entziehen, denn schon sagt Herr Bocal zu seiner Tochter: Petronilla Du wirst mit dem Herrn tanzen, er ist ein Freund meines Wirths!

— Aber Papa, ich bin schon mit Freluchon engagirt.

— Was kümmert mich Dein Freluchon; ich sage Dir Petronilla, Du wirst mit dem Herrn hier tanzen, Du wirst sehen wie der tanzt! . .

— Aber seit zwei Stunden habe ich dem armen Freluchon einen Tanz versprochen . . . und er ist jetzt deswegen gegangen, seine Hände zu waschen, da er seine Handschuh verloren hat.

— Mein Gott Herr Bocal, sage ich, stören wir nicht, . . . ich werde später mit der jungen Frau tanzen . . . ich möchte Niemanden wehe thun . . .

— Aber mir wird das im Gegentheil sehr viel Vergnügen machen . . . was kümmert's mich, ob Freluchon böse wird oder nicht! Wer wird davon Notiz nehmen! oh!

Sie werden diesen Tanz mit der Braut machen! .. Das Orchester beginnt .. rasch treten Sie an ...

Es gab kein Mittel auszuweichen. Diese Leute sind eigensinnig wie Maulesel; eine abschlägige Antwort würde sie beleidigen: die Leute ohne Erziehung sind stets sehr leicht beleidigt.

Ich habe mich ergeben und trete mit der Braut an, die darüber nicht sehr entzückt scheint. Unser vis-à-vis ist ein großer, alter, magerer und kahlköpfiger Herr, der mit einem kleinen Mädchen von etwa acht Jahren tanzt. Das ist ein vis-à-vis, welches mir keine Zerstreuung verursachen wird. Hinter mir höre ich murmeln, es ist wahrscheinlich Herr Freluchon der böse ist, weil er sich die Hände umsonst gewaschen hat.

Die Quadrille beginnt. Die Braut tanzt mit größtem Eifer; das dicke Mädchen hat sich gewiß vorgenommen am Tage ihrer Hochzeit nach Möglichkeit vergnügt zu sein. Eben so eifrig tanzt der große alte Herr uns gegenüber. Gewissenhaft macht er alle Pas, und versucht selbst Entrechat; nach der zweiten Figur läuft ihm der Schweiß vom Gesichte, aber deswegen macht er doch nicht einen Pas weniger. Es ist ein äußerst ge-

wissenhafter Tänzer, der unter der Kaiserschaft gewiß sehr gesucht sein mußte. Das kleine Mädchen springt umher, und bringt alles in Verwirrung, was mir ziemlich gleichgültig ist.

Ich bin überzeugt, Vetter Ravinet hat überall gesagt, ich sei ein ausgezeichneter Tänzer, denn von allen Seiten drängt man sich um mich her, und diese braven Leute sind sehr enttäuscht, als sie mich nur gehen sehen; ich höre sogar einige Stimmen, die hinter mir murmeln: Das ist wohl der Mühe werth, deßhalb hinzusehen! ... da tanze ich besser! .. Ravinet ist wohl verrückt; er kann nicht einmal einen Pas machen!

Ich versuche eine Unterhaltung mit der Braut.

— Sie sind gewiß müde, meine Verehrte?

— Ich? weßhalb denn?

— Weil Sie wahrscheinlich schon viel getanzt haben.

— Na! wenn die Braut nicht tanzte, das wäre noch schöner! .. man muß wohl mit mir tanzen ... deßhalb sind ja die Herren eingeladen.

Ich beiße mir auf die Lippen und fahre fort: Es ist ein schöner Tag, der heutige!

— Ein schöner Tag ... oh! das heißt jetzt! aber den Tag über habe ich das Alles sehr dumm gefunden.

— Aber Sie lieben doch ohne Zweifel Ihren Gatten ....

— Oh! ja ... ziemlich ... nicht zu sehr ... das wird schon kommen, hat mein Vater mir gesagt. — Es ist mir nur lieb, daß mein Vater es ausgemacht hat, daß meine Schwiegermutter nicht bei uns wohnt. Die ist so zanksüchtig und hat auch immer Streit mit ihren eigenen Kindern. Sie wird ihr Jahrgeld bekommen und damit genug. Aber wir sind an der Reihe!

Nachdem diese Tour beendet, sagt die Braut mit spöttischer Miene: Es scheint mir, daß ich mich nicht anzustrengen brauche, um es Ihnen gleich zu thun ... Herr Ravinet, sagte, Sie tanzten so ausgezeichnet!

— Madame, Ihr Vetter hat sich geirrt, als er sagte, ich tanzte gut ...

— Oh! wenn Sie mit Ihrer anderen Dame tanzten, so würde sie schon schönere Pas machen!

— Ich versichere Sie, daß ich bei keiner Dame schönere Pas machen würde.

— Freluchon tanzt herrlich! ... er schnellt in die Höhe wie ein Gummiball.

— Das ist eine Gabe der Natur, um die ich Herrn Freluchon nur beneiden kann. Der Herr ist wohl ein Verwandter von Ihnen?

— Freluchon? Nein, es ist der erste Ladendiener meines Vaters! er weinte als er hörte, daß ich heirathen würde! . . .

— Ach! Er weinte? Vor Freude?

— Oh! nein, er weinte aus andern Gründen, aber ich hatte ihn bald getröstet; ich habe ihm gesagt, daß ich immer seine Freundin bleiben würde, und daß er mich des Sonntags küssen darf.

— Ich begreife, daß eine solche Aussicht seine Thränen bald getrocknet hat.

Die Quadrille ist nun zu Ende und ich suche schleunigst dem Glühwein auszuweichen, der herumgereicht wird, als mich Jemand am Arme faßt. Zum Glück ist es nicht wieder Jemand, der mich zum Trinken zwingen will, sondern es ist Balloquet. Der Herr Doctor scheint sehr heiter gestimmt, er lacht aus vollem Halse, ehe er noch zu Worte kommen kann.

— Na! mein lieber Rochebrun, ich denke unser Unternehmen ist uns ausgezeichnet gelungen; siehe! welch schöner Gedanke von mir, auf diese Hochzeiten zu gehen.

— Ja, allerdings, indessen, wenn ich nicht mit dem Wirth des Herrn Bocal dazu gekommen wäre . . . ich glaube Sie würden einen bösen Rückweg gehabt haben . . . Was Teufel hatten Sie denn angefangen.

— Nichts . . . einen Spaß . . . . man trinkt hier schrecklich viel. . . . Na! . . . als ich mit der Braut tanzte, verirrte sich meine Hand etwas . . . das war die ganze Sache. Aber das ist nun abgemacht und ich bin mit dem Bräutigam im besten Einverständniß. Wie finden Sie diese Hochzeit hier?

— Ich ziehe die andere vor.

— Und wie haben Sie denn dort festen Fuß gefaßt?

— Ich war allerdings auch in großer Verlegenheit, obgleich ich Niemanden gezwickt hatte. Aber zwei reizende Damen nahmen mich in Schutz . . . und dann fand ich einen Herrn, der mich kannte. Dessen ungeachtet, mein lieber Balloquet, begehen Sie nicht die Unvorsichtigkeit auf den andern Ball zu kommen. Es ist eine durchaus andere Gesellschaft als hier . . . Man könnte Auskunft von Ihnen verlangen und . . .

— Seien Sie unbesorgt, ich befinde mich hier ganz wohl und bleibe hier. Schon weil man sich bald zu Tische setzen wird, und

ich hege stets eine gewisse Schwäche gegen diese Art von Unterhaltung. Und dann habe ich ein Geschäft . . . ich heize die Brünette . . . mit der ich mich vorhin unterhielt . . . sie hat einen Handschuhladen, **Boulevard des Italiens** . . . ein schöner Stadttheil . . . die Handschuhe sind dort sehr theuer . . . sie ist keine leichte Nymphe, diese Wittwe, sondern eine tüchtige Frau und gar nicht geziert. Morgen speisen wir zusammen, so ist's ausgemacht.

— Ich gratulire. Sie verstehen sich auf die Geschäfte.

— Und Sie? Kommen Sie dort auch auf Ihre Kosten?

— Ich habe die Bekanntschaft einer allerliebsten Frau eingeleitet . . . aber sehen Sie nur die alte Madame Girie, sie kommt auf uns zu . . . sie will mit uns sprechen . . .

Balloquet hat kaum diese Worte gehört, als er auch schon rasch verschwunden ist. Ehe ich noch einen Ausweg finden kann, wie der Madame Girie zu entgehen ist, steht sie schon dicht vor mir, macht mir eine altmodische Verbeugung und sagt mit einem Tone, der die gebietende Hausfrau verrathen soll: Mein Herr, man hat Ihnen doch Punsch oder Bischof präsentirt? Sie langen doch zu?

— Ja, Madame! ich danke bestens.

— Herr Bocal gibt nicht genug auf seine Gäste acht, er schreit zwar viel, aber er thut wenig, und wenn ich nicht da wäre ... ich bin die Mutter des Bräutigam mein Herr, dieser prächtige Junge ist mein Sohn; er sieht mir ähnlich, nicht wahr?

— Er hat allerdings etwas von Ihnen.

— Er wollte heirathen ... ich hatte gehofft ihm Alles zu sein ... ich sagte zu ihm: bleib bei Deiner Mutter, Du wirst viel glücklicher sein! was brauchst Du mehr? ..

— Aber Madame, es scheint mir doch, daß eine Mutter die Gattin nicht ganz ersetzen kann ... und ich glaubte, daß die größte Seligkeit einer Mutter sei, sich wieder in ihren Enkeln fortleben zu sehen?

Frau Girie zieht ein nach Tabak riechendes Taschentuch heraus mit den Worten: Oh, man kann wohl heirathen, aber man muß gut wählen! ..

— Sind Sie vielleicht mit der Wahl Ihres Herrn Sohnes nicht zufrieden?

— Hm! hm! ich will von meiner Schwiegertochter nicht übel reden ... dessen bin ich nicht fähig ... aber die arme Petronilla ist dumm wie eine Gans ... Sie haben das doch gemerkt.

— Ich fand sie naiv, natürlich ...

— Nun, und schön ist sie auch nicht; in ein paar Jahren wird sie ganz häßlich sein. Außerdem hat man sie so sonderbar erzogen! Da sie keine Mutter mehr hatte, so konnte sie thun was sie wollte ... den ganzen Tag allein mit den Commis ... ich glaube selbst, daß sie allein mit ihnen in den Keller ging. Pfui! welche Sitten! und eine solche Frau sollte ich für meinen Sohn gewählt haben! Aber er wollte mir nicht glauben, als ich ihm sagte, daß ein gewisser Herr Freluchon, Commis des Herrn Bocal, gewaltig in Petronillen verliebt ist ... sie selbst verbarg es nicht, sie scherzte darüber! ... ein sittsames Mädchen lacht nicht über dergleichen. Ach, mein Herr! wie dumm sind doch die Männer, wenn sie verliebt sind! ...

— Dies ist eine große Wahrheit, Madame! sagte ich, und aufstehend und der Frau Girie eine Verbeugung machend, entferne ich mich von dieser Hochzeit, wo mir der Geruch der warmen Getränke anfing unerträglich zu werden.

Ein junger Löwe.

Als ich wieder auf die andere Hochzeit komme, athme ich wieder auf. Ich bemühe mich sogleich, Madame Sordeville aufzusuchen. Bald bemerke ich auch die schöne Armantine, aber sie unterhält sich mit ihrer Freundin Friederike, und bei ihnen sitzt ein junger Mann, den ich noch nicht auf dem Balle gesehen hatte. Dieser Herr ist ungefähr 28 bis 30 Jahr alt, trägt sehr elegante Kleidung und sehr sorgfältig frisirtes Haar. Er hat ein feines bleiches Gesicht, schwarze Augen und ein zierliches Bärtchen, ist überhaupt ein hübscher junger Mann zu nennen, aber in seinem ganzen Benehmen zeigt er einen gewissen Stolz und Dünkel, der mir gleich beim ersten Anblick widerlich ist.

Dieser Herr spricht mit den Damen mit einer gewissen Vertraulichkeit, die viel voraussetzen läßt. Es muß der Liebhaber der Einer oder der Anderer sein. Wenn er es von Beiden wäre! . . . das kommt auch vor!

Soviel ist sicher, von einem bescheidenen Verliebten hat dieser Herr nichts.

Ich trete nicht an die Damen heran; die Gegenwart des Herrn ist mir unange-

nehm, doch ich will sie beobachten, und ich müßte sehr ungeschickt sein, wenn ich nicht sehen könnte, welche von den beiden Damen er auszeichnet.

Ah: nun habe ich Gewißheit! Eine Hand, vertraulich auf das Knie des Herrn gestützt, ein Blick verrathen mir, daß es der Vertraute der Madame Dauberny ist. Ich fühle eine Regung der Freude, daß der junge Mann nicht meine schöne Tänzerin auszeichnet. Ich bin also wirklich in dieselbe verliebt!

Ich nähere mich Madame Sordeville. Sie ist liebenswürdig wie immer. Während ich nun mit ihr spreche, mustert mich der junge Mann auf eine fast beleidigende Weise. Es giebt Leute, deren Blick so herausfordernd ist, daß man unwillkührlich sie in gleicher Weise betrachtet, was dann ohngefähr bedeutet: Haben Sie mir etwas zu sagen . . . ich bin bereit, Ihnen gebührend zu antworten.

Da dieser prächtige Löwe nicht aufhören will mich unverschämt zu betrachten, so erwiedere ich auf die oben erwähnte Weise seinen Blick. Der Löwe schlägt die Augen nieder und wendet sich ab. Es steht fest, daß von dem Augenblicke an wir Beide entschieden Feinde sind. Madame Dauberny sagt dem jungen Mann etwas in's Ohr, und ich bemerke, daß er da-

bei ein finster's Gesicht macht. Vielleicht erzählt sie ihm, was sie für mich gethan hat. Es kann mir ganz gleich sein, ob das dem Herrn gefällt oder nicht. Auch Madam Friederike gefällt mir nicht mehr so sehr; was sie mir bei der letzten Unterhaltung sagte, hat mich gegen sie erkältet.

Madam Sordeville verspricht mir den nächsten Contretanz, da sie zu diesem schon engagirt ist und auch Madam Friederike tritt mit ihrem schönen Braunen an.

Was soll ich in diesem Augenblick anfangen! auf einem anständigen Balle, wo man Niemand kennt! Da fällt mir ein: ich will Herrn Sordeville aufsuchen.

Ich sehe den Gemahl von Armautne in einem Nebensaale mitten unter einer Gruppe Männer, von denen die meisten Orden tragen. Ich trete an ihn heran und er redet mich sogleich an: Sie tanzen nicht mehr, Herr Rochebrun?

— Ich ruhe mich aus.

— Ich wette, daß meine Frau nicht ruht, sie ist unermüdlich.

— Ja Ihre Frau Gemahlin tanzt wirklich. Madame Doubernn auch und zwar mit einem jungen Manne, der eben gekommen sein muß.

— Ah! Saint-Bergame! Sie werden ihn wohl öfters bei Madam Dauberny getroffen haben, da Sie ein Jugendfreund von ihr sind.

Ich antworte ohne verlegen zu werden: Seit längerer Zeit besuche ich Madame Dauberny nicht mehr.

— Dann ist es erklärlich, denn sie hat erst vor etwa sechs Monaten die Bekanntschaft des Saint-Bergame gemacht. Dennoch scheinen sie schon sehr vertraut mit einander zu sein. Man kann das augenblicklich bemerken.

Herr Sordeville denkt also schlecht von dieser Frau, gerade so wie ich, und dennoch hat er nichts gegen die große Vertraulichkeit seiner Frau mit Madame Dauberny, deren schlechtes Beispiel wohl die andere verderben könnte; oder ist Herr Sordeville ein Philosoph, der keine Wichtigkeit auf solche unbedeutende Dinge legt. Ich glaube das letztere.

— Wer ist denn dieser St. Bergame? frage ich nach einer kleinen Pause.

— Ich weiß nicht recht was er ist, er giebt sich für einen Journalisten aus. Sie wissen, heut zu Tage will das jeder sein. Uebrigens ist er ein hübscher eleganter Junge und man darf sich also nicht wundern, wenn er Glück bei den Damen macht. Ich dächte,

Herr Rochebrun, ich hätte gehört, Sie wären auch Dichter und dabei noch Komponist.

— Ich will nicht Anspruch auf den Namen eines Dichters und Komponisten machen, obgleich ich allerdings dann und wann ein Liedchen dichte und es auch in Musik setze.

— Das ist Bescheidenheit von Ihnen, Herr Rochebrun. Meine Frau ist eine große Freundin der Musik, sie selbst spielt ziemlich fertig Clavier und es wird bei mir viel musizirt, namentlich Donnerstags, an welchem Tage ich immer Gesellschaft bei mir sehe. Wenn es Ihnen angenehm ist, so würden wir Sie sehr gern bei uns sehen.

— Das wird mir große Freude machen, ich bin leidenschaftlicher Musikfreund.

— Dann rechnen wir auf Sie, besonders Donnerstags . . .

Herr Sordeville entfernt sich, nachdem er mir seine Karte gegeben. Auf Ehre, dieser Mann kommt meinen sehnlichsten Wünschen entgegen. Dennoch scheint er kein Dummkopf zu sein. Oh! nein, er ist keiner von den Männern, der nicht sähe was vorgeht. Indessen, ich denke daran nicht. Madame Dubérry ist hübsch. Ich fühle, daß ich Sie sehr lieben werde! ich weiß nicht, ob sie dem Beispiele ihrer Freundin Friederike folgt, aber

ich habe in ihrem Hause Zutritt, das ist schon etwas.

Sobald der Tanz beendet ist, nähere ich mich den Damen. Herr Saint-Bergame ist bei ihnen, aber er flößt mir keine Furcht ein, er langweilt mich, das ist Alles.

Ich weiß nicht, ob die Einladung meinem Gesicht einen so vergnügten Ausdruck gegeben hat, aber Madame Douberny wechselt mit ihrer Freundin einen Blick. Ich gäbe viel darum, die Bedeutung dieses Blickes zu wissen!

— Wollen Sie noch lange hier bleiben, sagt Saint-Bergame mit affektirter Vertraulichkeit zu Madame Dauberny.

— Weshalb nicht, mich treibt nichts. Mein Mann ist gewiß nicht wach geblieben, um mich zu erwarten.

— Diese Hochzeit ist sehr langweilig.

— Das finde ich nicht! ich amüsire mich sehr gut . . .

— Oh! Sie Madam, Sie amüsiren Sich überall.

Ich wende mich jetzt an Madam Sordeville und sage: Sie haben doch nicht vergessen, daß Sie mir den nächsten Tanz zugesagt haben!

— Nein, mein Herr, ich habe es nicht

vergessen, erwiedert sie mir auf allerliebste Weise. Die Frauen können die geringsten Sachen auf eine Manier ausdrücken, welche ihnen den größten Werth giebt, es hängt allerdings auch sehr davon ab, in welcher Stimmung wir selbst uns befinden.

Das Orchester beginnt eine Polka. Ich blicke meine hübsche Tänzerin traurig an und frage: Tanzen Sie Polka?

— Nein.

— Aber ich, versetzt Madame Dauberny mir die Hand reichend. Und Sie wissen, wie gut es bei uns geht. Wollen Sie versuchen, ob wir hier eben soviel Erfolg haben werden, wie bei Herr Bocal?

Welch' wunderliche Frau! sie sagt mir das als ob wir uns seit 10 Jahreu kennen ... ich finde sie in diesem Augenblick ganz hübsch ... ich beeile mich ihre Hand zu nehmen und wir beginnen zu polken. Ich amüsire mich um so mehr, da ich bemerke, welche schauerlichen Gesichter Saint-Bergame schneidet.

Wir tanzen einige Zeit ohne zu sprechen, und ohne mich zu rühmen, glaube ich doch, daß wir gut zusammen paßten. Nachdem wir zweimal herum getanzt, kann ich es nicht mehr aushalten ohne zu fragen: Der Herr

mit dem Sie sich unterhielten, tanzt wohl nicht Polka?

— Ich wußte zum Voraus, daß Sie danach fragen würden, erwiederte sie lachend.

In der That, meine Frage war sehr einfältig, ich bemerke dies immer zu spät. Aus Furcht, nicht noch eine größre Dummheit zu sagen, schweige ich gänzlich. Nach einer Weile versetzt meine Tänzerin: Haben Sie mit Herrn Sordeville wieder gesprochen? Hat er Sie eingeladen ihn zu besuchen?

— Ja, Madam.

— Was sagte ich Ihnen? Wir erriethen es sogleich an Ihrer strahlenden Miene.

Jetzt weiß ich, was ihr Blick bedeutet hatte, als ich mich Ihnen genähert. Aber mir gefiel das nicht. Diese Gemeinsamkeit der Gedanken und Empfindungen giebt mir wenig Hoffnung. Ich habe stets bemerkt, daß Damen die sich Alles sagen, die sich das Geheimste vertrauen, die innersten Regungen ihres Herzens mittheilen, daß diese ihrem Geliebten nie etwas zu vertrauen haben. Die Freundschaft schadet der Liebe fast immer. Nicht so fasse ich ein tiefes Gefühl auf, eine wirkliche Anhänglichkeit . . . aber wohin verirren sich meine Gedanken!

Ich habe die unermüdliche Friederike

wieder zu ihrer Freundin gebracht. Der hübsche Löwe ist nicht mehr da. Ich höre wie Madam Sordeville leise sagt: Er ist fort. Er sagte, daß er augenblicklich fortgehen wolle; er war wüthend.

— Wirklich? Nun, das ist mir sehr gleichgiltig!

Aber der Herr ist nicht fort, ich sehe, wie er am andern Ende des Saales hinter einer Säule steht. Wenn er auf mich eifersüchtig ist, so hat er sehr Unrecht; ich denke nur an Armantin, ich erwarte mit Ungeduld den nächsten Contretanz um ungestört mit ihr sprechen zu können.

Dieser Augenblick ist gekommen, ich befinde mich neben meiner Dame, welch' glückliche Stunde, welch' schöne Erfindung der Tanz!

Ich sage der Dame. daß ihr Mann mich eingeladen. Sie lächelt ohne zu antworten; ich kann mich aber damit nicht begnügen.

— Bin ich so glücklich, daß Sie diese Einladung gut heißen?

— Was mein Mann thut ist recht, und ich kann dem nur beistimmen.

Diese Antwort ist höflich, aber weiter auch nichts. Es scheint mir, als wenn Madame Sordeville zerstreut wäre. Es ist

immer sehr beleidigend wenn die Person, mit der wir sprechen, zerstreut ist, und wenn diese eine Frau ist, in die wir verliebt sind, so ist dies noch viel schlimmer. Die beleidigte Eitelkeit macht uns sehr ungerecht. Eilen wir nicht so mit unserm Urtheil und mit unsrer Liebe.

Der Tanz endigt. Madam Sordeville begiebt sich zu ihrer Freundin. Man rüstet sich ziemlich allgemein zum Fortgehen und auch ich entferne mich, zufrieden eine Einladunn von Herr Sordeville erhalten zu haben. Als ich vor dem Saale der Bocal'schen Hochzeit vorbei gehe, höre ich wieder Lärm. Ist es Freude, ist es Zank? Hat Balloquet jemanden zu stark gekneipt, so mag er nun sehen, wie er allein fertig wird, ich gehe schlafen.

Ein Taugenichts.

Am Morgen nach der Nacht, die ich so gut angewendet hatte, gehe ich wieder alles durch. In den Vordergrund tritt das schöne Gesicht der Madame Sordeville. Ich bin im Stande jetzt ruhig zu überlegen und be-

frage mich, was für eine Frau das sein mag und ob man bei ihr wohl leicht ankommen könnte.

Sie ist liebenswürdig, aber noch weiß ich nichts über ihren inneren Werth; von dieser Seite sind die Frauen schwer zu beurtheilen.

Madame Sordeville ist gefallsüchtig, man sagt zwar, daß es alle Frauen sind, aber es giebt doch verschiedene Nüancen darin. Die Eine giebt dadurch der Liebe nur größeren Reiz, die Andre quält dadurch ihren Liebhaber und das ist nichts Angenehmes für mich. Aber so weit bin ich ja noch nicht ... diese Frau wird vielleicht nie etwas für mich sein.

Dann fallen mir die Erzählungen bei Tische wieder ein und ich denke an das junge Mädchen von Sceaux ... diese arme Mignonne ... gegen die Fouvenard sich so schlecht benommen hat ... ich muß sie sehen, will versuchen ihre Schmerzen zu lindern.

Vielleicht ist sie in Noth ... er sagte, Straße Menilmontant Nr. 80. ich werde hingehen, obschon ich noch hoffe, daß seine ganze abscheuliche Erzählung eine Lüge ist.

Ich habe meinem Diener geklingelt und während er mich beim Ankleiden bedient, bemerke ich einen Geruch im Zimmer, an den

ich nicht gewöhnt bin und sage: Pomponn hast Du geraucht? es riecht nach Tabak.

Mein Diener lächelt und sagt halblaut: Der Rauch wird durch die Stube gezogen sein . . . er zündete sich vorhin eine Pfeife an.

— Wer zündete sich eine Pfeife an?

— Der Herr der wartet . . .

— Es ist also Jemand da und Du sagst es mir nicht . . .

— Oh! er meinte, es eile nicht! Es ist kein Besuch. Sie sagten mir einmal: Wenn diese Person wiederkommt, und ich habe Besuch, so rufe mich heraus, lasse sie nicht herein . . .

Ich zittre, denn ich ahne wer da ist und stottere: Ist es vielleicht . . .

— Ja, es ist Herr Ballangien, der sich benimmt, als wenn er hier zu Hause wäre.

Ich fühle es zentnerschwer auf der Brust. In einem Augenblick sind alle meine heitern Gedanken verschwunden. Ein Gefühl der Verstimmung überfällt mich. Der Name, die Gegenwart Ballangien's versetzen mich jedesmal in diesen Zustand.

— Ist dieser Herr schon lange da? . . .

— O ja, fast eine Stunde.

— Du hast ihm also nicht gesagt, daß

ich auf dem Ball gewesen bin, und spät aufstehen würde?

— Doch, ich hatte das Alles gesagt, aber er setzte sich hin und meinte: Ich habe Zeit, ich warte. Dann zog er seine Pfeife aus der Tasche und es half mir nichts, als ich ihm bemerkte, daß hier nicht geraucht wird, da mein Herr den Tabaks-Geruch nicht liebt. Er antwortete spottend: Ich rauche überall. Oeffne nachher die Fenster und brenne Räucherpulver.

— Schicke den Herrn sogleich zu mir und lasse Niemand herein, so lange er da ist.

— Ja wohl ... wie gewöhnlich.

Mein Diener entfernt sich und bald darauf tritt der Fremde herein.

Ballangien ist vier und dreißig Jahr alt; scheint aber älter zu sein, denn durch Ausschweifungen altert man vor der Zeit. Er ist von hohem Wuchs, hat sich aber eine schlechte Haltung angewöhnt. Sein Gesicht ist fein; eine schön geformte Nase, ein kleiner Mund, große schwarze Augen und volles schwarzes Haar, welches jetzt anfängt grau zu werden, würden ein ziemlich angenehmes Aeußere bilden, wenn es nicht durch einen Zug von Gemeinheit verdorben würde. Ein durch den Trunk getrübter unsicherer Blick,

ein rohes Benehmen, ein unordentlicher schmuziger Anzug und eine rauhe, gemeine Sprache, zeigt der Säufer. Heute trägt er einen braunen Rock voller Flecken und nur mit den allernöthigsten Knöpfen. Seine schwarzen Beinkleider sind schauerlich beschmuzt und seine Fußbekleidung nicht minder. Wäsche ist an ihm nicht zu erblicken. Ein schlechtes schwarzes Halstuch ist um seinen Hals gewunden und in der Hand hält er einen zerknitterten Hut.

Als Ballangien in meine Stube tritt, hat er die Pfeife aus dem Munde genommen, und mit lächelndem Gesicht mich grüßend nimmt er mit den Worten in einem Sessel Platz: Ich bins ... wie geht's Karl?

— Ich danke, gut.

— Du hast die Nacht geschwärmt und den Vormittag verschlafen, das ist Recht so. Man muß sich amüsiren, so lange man das Geld dazu hat ... ich wollte, ich könnte das auch!

— Aber es scheint, daß Du bis jetzt noch nichts anderes gethan hast ...

— Ja, wenn man nur nicht immer Geld brauchte, um sich zu amüsiren. Alles ist heut zu Tage so theuer. Diese Lumpen

von Weinhändlern und Kneipiers wollen mir nicht mehr borgen!

— Sie haben Recht. Hast Du nicht oft genug Schulden gemacht, die nie bezahlt worden wären, wenn ich es nicht gethan hätte.

— Wer sagt, daß ich meine Schulden nicht bezahlt hätte! aber man muß den Leuten Zeit dazu lassen.

— Bei mir könntest Du Dir solche Reden sparen, ich kenne Dein Leben zu genau. Wenn ein Mann, der nichts besitzt, seinen Verpflichtungen nachkommen will, so sagt er zu sich: ich werde arbeiten, um Geld zu verdienen. Aber magst Du denn etwas arbeiten! Oft genug habe ich Dir gesagt, es gibt kein anderes Mittel in der Welt durchzukommen. Du willst nicht einsehen, daß Jeder auf dieser Welt arbeiten muß, Jeder, vom Kleinsten bis zum Größten, vom bescheidensten Unterbeamten bis zum Minister, vom niedrigsten Handarbeiter bis zum größten Künstler . . . selbst die Reichen, deren Loos Du so beneidest, selbst diese müssen sich beschäftigen, damit ihr Geld nicht todt da liegt, sich vielleicht gar verzehrt, sondern Interessen bringt, sie müssen ihre Leute überwachen, Ordnung in ihrem Hause erhalten. Sie können auch

nicht fortwährend nur allein dem Vergnügen nachlaufen.

Ballangien schaukelt sich in seinem Sessel und ruft mit höhnischer Miene: Hast Du denn etwa gearbeitet? Du Moralpredigerl! womit hast Du Dich denn beschäftigt ... ich kenne Deinen Stand noch nicht ... viel Mühe wird er Dir wohl nicht machen.

Ich kann eine Bewegung des Unwillens über die mich empörende Undankbarkeit dieses Menschen nicht beherrschen, denn er schuldet mir Alles ... aber ich beruhige mich bald, es giebt in mir eine Erinnerung, vor der sich mein Zorn legt und ich antworte sehr ruhig: Ich hatte ein Recht darauf, mir keinen bestimmten Stand zu wählen, da mein Vater mir Funfzehntausend Franken Renten hinterließ.

— Ich sage nicht, daß Du übel gethan hast ... ich mache Dir keinen Vorwurf ...

— Erlaube ... höre mich an. Obgleich vermögend, studirte ich doch die Rechte. Da ich aber die schönen Künste verehrte, widmete ich mich nach einander der Musik, der Malerei, der Bildhauerei ... dann machte ich Verse, sie mögen nicht viel taugen, aber es beschäftigt mich doch. Ich bin also doch nicht so ganz müßig gewesen; wenn ich jetzt den Rest meines Vermögens verlöre, so könnte ich

doch mit dem, was ich an Talent mir erworben, mein anständiges Auskommen erwerben, ohne Jemanden zur Last fallen zu müssen. Bist Du in demselben Falle? Du hast nichts, nicht einmal eine Hoffnung für die Zukunft, und doch hast Du niemals etwas thun, niemals etwas lernen wollen! anstatt Dich in der Sphäre zu erhalten, in der Du geboren bist, hast Du Dich in lasterhafte Kreise gestürzt, hast die Gewohnheiten, die Manieren solcher Leute angenommen, die von jeder anständigen Gesellschaft ausgeschlossen sind.

— Dummes Gerede! bin ich nicht Kunsttischler?

— Nein, ein Faullenzer bist Du, weil Du nichts thun magst, weil Dich jede Arbeit anwidert. Weil Du Deine Zeit lieber in den niedrigsten Kneipen zubringst, im Verein mit Elenden, welche die Gesellschaft ausgestoßen hat . . . Und so führst Du Dich mit vier und dreißig Jahren auf, . . . ein Beweis, daß Du unverbesserlich bist!

Ballangin wirft wüthend seine Pfeife auf den Boden und ruft: Ach, zum Teufel das wird mir zu viel, . . . wenn ich nun unverbesserlich bin, warum hältst Du mir eine solche Rede?

— Ich habe das Recht dazu. Wenn Du meinem Rath gefolgt, meine Bitten gehört hättest, Du wärest nicht in dieser Lage. Wenn Dir übrigens meine Reden nicht gefallen, weshalb kamst Du zu mir, noch dazu, da ich Dir verboten habe, mich wieder aufzusuchen! Erhälst Du nicht regelmäßig alle drei Monate die Pension, welche ich Dir aussetzte, ohne im Geringsten dazu verpflichtet zu sein. Vor vierzehn Tagen habe ich Deinem Pförtner das Geld selbst eingehändigt . . .

— Gerade das will ich nicht! . . . der Schwernöther behält mir immer die Hälfte!

— Wie wäre das möglich?

— Er behauptet, daß er Vorschüsse gemacht habe . . . für Wurst, Fleisch, an Briefporto und dergleichen.

— Wenn Du ihm schuldest, so mußt Du ihn auch bezahlen . . .

— Ich würde ihn später bezahlt haben; er hat kein Recht, sich sein Geld selbst zu nehmen . . . Oh! man kennt die Gesetze . . . Du mußt das ja auch wissen, da Du die Gesetzmacherei studirt hast.

— Nun, was willst Du heut von mir?

— Ich wollte Dir sagen, daß ich ausziehe! ich bleibe nicht in einem Hause, wo

ein solcher Pförtner ist. Außerdem wollte ich Dir mittheilen, daß ich endlich aufhören will, Dummheiten zu machen. Jugend will freilich austoben, aber meine Jugend ist nun lang genug gewesen, man muß endlich vernünftig werden.

Ballangin schweigt einen Augenblick und betrachtet mich; ich bin sehr still und warte, wo das hinaus will; er fährt nun fort: Ja, diesmal habe ich ernstlich überlegt, ... ich bin nicht mehr ganz jung, ich muß an meine Zukunft denken und es bietet sich jetzt eine Gelegenheit ... eine Unternehmung ... ein Geschäft, das mich hübsch auf den Strumpf bringen könnte ... Ich habe Dir schon von Morillot erzählt ... ein guter Mensch, auch Kunsttischler, kein Liedrian ... ein fleißiger Arbeiter, und wenn ich auf ihn gehört hätte ... nun! er hat mir geschrieben, ich soll nach Besançon kommen, er kann mir Arbeit verschaffen, ich könnte dort bald ein Geschäft eröffnen ... das wollte ich Dir nur sagen.

Ich hatte ihn nicht unterbrochen. Ich weiß nicht, ob ich ihm glauben soll, er hat mich schon so oft betrogen; in seinen Zügen zu lesen ist nicht leicht, jedes Mienenspiel steht ihm zu Gebote, er kann sogar Thränen

vergießen, wenn er glaubt seinen Zweck dadurch zu erreichen.

— Wenn Morillot Dir diesen Vorschlag gemacht hat, warum gehst Du nicht hin?

— Du bist köstlich! Hinreisen, das ist leicht gesagt! ich kann doch in dieser Kleidung nicht in Besançon ankommen. Das würde mich gleich in schlechten Ruf bringen. Du weißt wie einfältig die Welt ist, Alles auf das Aeußere zu geben; dann die Reisekosten, und ich habe keinen Sou, da mir der Schuft von Portier fast Alles zurückbehalten hat, was Du ihm für mich gegeben hast. Mit den funfzig Francs für den Monat kann man ohnedies nicht weit kommen.

— Man kann damit sehr gut leben, wenn man dabei noch arbeiten will. Wie viele Nätherinnen opfern noch einen Theil ihrer Nächte und erreichen doch nicht die Summe, die Dir zu gering ist. Du bist undankbar, Du vergißt gänzlich, was ich schon früher für Dich gethan habe; alle Mittel habe ich versucht, Dich zu einem anständigen Leben zurück zu führen ... Jemehr Geld ich Dir gab, desto mehr hast Du in jenen schmuzigen Höhlen vergeudet, in denen Du Dein Leben zubrachtest; ich bin es endlich müde, Deine Laster zu nähren ...

— Na! . . . na! . . . beruhigen wir uns! es lohnt sich nicht der Mühe, von der Vergangenheit zu reden. Jetzt brauche ich, um mich neu zu häuten . . . die Reise zu machen . . . sonstige Ausgaben . . . die Einrichtung dort . . . ich brauche wenigstens . . . Teufel es ist doch viel . . vierhundert Francs . . . es ist das Letzte, was ich von Dir beanspruche . . . Du wirst nichts mehr von mir hören.

Ich kann Ballangin nicht trauen, er hat mich zu oft betrogen. Während ich so überlege, beobachtet er mich unruhig, endlich sage ich: Was beweist mir, daß Du mich nicht wieder belogen hast? . . .

— Oh! ich dachte gleich, Du würdest mir nicht trauen, aber ich habe Beweise!

Er sucht in seiner Tasche und zieht mit triumphirender Miene einen Brief heraus, den er mir darreicht. Er kommt von Besançon, ist Morillot unterzeichnet und enthält wirklich dies Erzählte. Die Hoffnung, ihn los zu werden, giebt den Ausschlag. Ich öffne meinen Schreibtisch, nehme vierhundert Franken in Gold und gebe sie ihm mit den Worten: Hier hast Du, möchtest Du endlich von meinem Gelde einen guten Gebrauch machen!

Ballangin erröthet vor Freude und will mir um den Hals fallen, ich trete einen Schritt zurück und er ruft: Du hast Recht, ich bin nicht würdig ... aber später ... ich will ein Muster von Vernunft werden ... Donnerwetter ... Du sollst mit mir zufrieden sein! ... Auf Wiedersehen liebster Karl ... nein, Lebewohl wollte ich sagen, Du ziehst das vor, und hast Recht.

Eiligst entfernte er sich und ich athme wieder freier, seit ich ihn nicht mehr vor Augen habe.

— — — —

Madame Landernoy.

Ich habe nach diesem Besuch Zerstreuung nöthig. Suche das Mädchen von Sceaux auf, sage ich zu mir.

Mein Anzug ist beendet. Pomponne stellt sich vor mich hin wie ein Soldat, der seinen Befehl erwartet und frägt mich: Haben Sie keine Befehle für mich?

— Nein.

— Kommen Sie zu Tische wieder?

— Pomponne, verlierst Du denn Dei-

nen Verstand? Du weißt ja daß ich stets im Hotel speise.

Pomponne will eine pfiffige Miene annehmen und antwortet: Im nu manchmal: essen Sie doch zu Hause ... wenn Sie Besuch haben ....

Das ist allerdings richtig, denn ich speise zu Hause, wenn eine Dame im Gasthofe gesehen zu werden fürchtet; indessen das ist lange nicht vorgekommen, meine letzten Bekanntschaften hatten keinen Widerwillen gegen die Cabinets der Restaurationen. Ich entgegne Pomponne: Du bist ein Gimpel, und gehe.

Von der Straße **Bleu**, in der ich wohne, bis zur Straße **Menilmontant** ist es sehr weit, aber das Gehen und die Luft war mir angenehm. Ich denke an meine reizende Tänzerin; das Bild der verführerischen Armantine umgaukelt mich fortwährend, und sobald ich eine Dame von ihrem Wuchs erblicke, verdopple ich meine Schritte, um sie einzuholen und mich zu versichern, ob sie es wirklich ist. Ich habe bemerkt, daß die Liebe den Beinen ebenso viel zu schaffen macht wie dem Geiste.

Meine verliebten Phantasieen beruhigen sich etwas, als ich die Straße **Menilmontant** erreiche. Sie gleicht einer Vorstadt:

hier treffe ich nicht mehr Damen, die dem Aeußern nach meiner Armantine gleichen . . . ich sage meiner Armantine, es ist etwas frei von Jemandem so zu sprechen, den man seit gestern erst kennt und der uns kein Recht zu dieser Vertraulichkeit giebt. Aber wenn ein Verliebter mit sich selbst spricht, hat er nicht das Recht, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit im Delirium seiner Phantasieen selbst zu duzen? Die Menschen sind allzumal große Kinder, die ohne Unterlaß ein Spielzeug haben; dieses ist entweder der Ehrgeiz oder die Ehrsucht, der Besitz, am meisten aber ists die Liebe.

Schon bin ich der Barrière nahe. Man glaubt bereits sich auf dem Felde zu befinden. Die Wohnungen können hier nicht mehr theuer sein. Da ist die gesuchte Nummer! Das Haus ist groß. In dem Augenblick, wo ich eintreten will, frage ich mich, was ich denn eigentlich dem jungen Mädchen sagen will, da ich sie durchaus nicht kenne. Doch zuerst gilt es zu wissen, ob sie noch hier wohnt. Ich frage die Pförtnerin, die hinter zwei Katzen und einen Hunde so verborgen sitzt, daß man nur eine Nasenspitze sieht, nach Mamsell Mignon.

Die Pförtnerin antwortet: Mamsell Mignon? . . . was ist sie?

— Was sie ist? . . . sie näht, stickt, glaube ich.

— Wir haben so etwas nicht im Hause, Herr.

Ich denke: Fouvenard hat uns etwas vorgelogen! seine Mignon ist ein Phantasiegebilde . . . Desto besser! Ich bin schon wieder aus dem Hause und einige Schritte gegangen, da fällt mir ein, daß Fouvenard auch einen Familiennamen nannte. Ich kehre um und sage der Pförtnerin: die Person, welche ich meine, heißt Mamsell Landernoy; Mignon ist nur der Vorname.

— Ach! Mamsell Landernoy . . . das ist etwas Anderes, wenn Sie das nur gleich gesagt hätten! . . .

— Sie kennen sie also? . . .

— Freilich, sie wohnt ja hier, die Mamsell Landernoy . . . das heißt Madame . . . denn man nennt sie jetzt so . . . das ist schicklicher, ihrer Stellung wegen . . . Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen.

— Ja wohl . . . sehr gut, in der That ich hätte Madame sagen sollen . . .

— Oh! nicht gerade deswegen . . . wir wissen recht gut, daß sie sich nur am Zwei

und dreißigsten verheirathet hat! Nun, das arme Mädchen ist zu Falle gekommen ... wer wollte deßhalb den ersten Stein auf sie werfen ... nicht wahr?

— Liebe Frau, sage ich, Sie besitzen Mitgefühl, was Ihnen Ehre macht.

— Ei, ich sage, was ich denke, damit Basta! die arme junge Frau scheint so unglücklich, sie beklagt sich nicht! ... oh, nein sie ist in ihrer Armuth stolz! Ihr Verführer muß sie gänzlich verlassen haben, wie es scheint, da Niemand zu ihr kommt ... Als sie einzog, hatte sie im fünften Stock ein kleines Stübchen, jetzt hat sie es mit einem unter dem Dach vertauscht, einen Stübchen mit einem Fenster, so groß wie eine Tabaksdose ... ohne Kamin ... kaum eine Kammer zu nennen ... aber ... das kostet auch nur die Hälfte so viel Miethe, als das Stübchen was sie früher hatte. Wenn man von seiner Arbeit leben muß ... eine Frau kann nur so wenig verdienen ... und auf dem Punkt Mutter zu werden! Aber sie beklagt sich nicht und sorgt für das Nothwendige. Wenn ich zu ihr komme, zeigt sie mir stets ein Häubchen oder Hemdchen nnd sagt: Da, das ist für das Kleine ... und dann lächelt sie; die

arme Frau, sie lächelt nur, wenn sie von ihrem Kindchen spricht! ...

— Aber wovon lebt sie denn?

— Oh! sie näht sehr gut; und hat viel Geschmack; wenn sie gewollt hätte, sie hätte ihre Stube behalten können, aber sie dachte, ich werde Mutter, ich muß ökonomisch sein, des Kindes wegen. Ich bin überzeugt, sie hat schon ein Dutzend Kleidchen ...

Ich fühle mich sehr bewegt bei dem was ich höre und will nun zu Mignon; aber die Pförtnerin frägt: Bringen Sie der armen Frau Arbeit? ...

— Ja, es ist meine Absicht.

— Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß Madame Landernoy, seit sie ihren Geliebten nicht mehr sieht, einen Großbart, der mir immer zuwider war — sehr menschenscheu, fast furchtsam geworden ist, und mir aufgetragen hat, wenn Herren nach ihr fragten, stets zu sagen, sie sei nicht zu Hause ... Da aber bis jetzt Niemand kam, konnte ich mir die Mühe ersparen ... jetzt aber fällt mir der Auftrag wieder ein ... indessen, wenn Sie ihr Arbeit verschaffen, so kann ihr das ja nur angenehm sein.

— Beruhigen Sie Sich, liebe Frau, es

ist mein einziger Wunsch, Ihrer Miethérin nützlich zu sein.

— Dann gehen Sie nur so weit die Treppen reichen, dann die Thüre gerade aus.

Ich kann mir des jungen Mädchens Widerwillen, und Mißtrauen gegen Herren erklären ... ich werde wohl nicht gut empfangen werden und was soll ich sagen ... aber ich bin entschlossen, Mignon zu sehen und selbst ihrem Zorn zu trotzen.

Ich steige die Treppen hinauf; bei der fünften bleibe ich steben, um Athem zu schöpfen; endlich komme ich an die Bodentreppe. Nachdem ich auch diese erklettert habe, befinde ich mich in einem engen dunklen und niedrigen Gange, aber ich unterscheide noch die Thüre vor mir. Also dort wohnt sie! Das Herz schlägt mir, als ob ich etwas Unrechtes beginge. Warum sind wir doch eben so aufgeregt, wenn wir etwas Gutes thun wollen, als wenn wir etwas Böses thun ... ich will glauben, daß wenigstens die Art der Aufregung verschieden ist. Ich klopfe an, eine sanfte Stimme ruft: Wer ist da ... sind Sie es, Frau Potrelle? warten Sie, ich öffne. Die Thüre geht auf. Mignon steht vor mir, gerade wie sie beschrieben worden war ... das blonde Mädchen mit den zarten

sanften blauen Augen; aber das Gesicht ist nicht mehr blühend; Kummer und Sorge, Anstrengung und durchwachte Nächte, so wie die nahe Niederkunft haben sich unverkennbar diesen jugendlichen Zügen eingegraben.

Mignon ist bei meinem Anblick von Erstaunen ergriffen. Ich habe meinen Hut abgenommen und grüße sie achtungsvoll; ich möchte ihr gern Vertrauen einflößen, da ich aber durchaus nicht weiß, was ich ihr eigentlich sagen soll, und sie meine Anrede erwartet, so bleiben wir einige Minuten uns gegenseitig betrachtend stehen, ohne ein Wort zu reden.

— Mein Herr, Sie irren Sich jedenfalls, stotterte Mignon endlich mit bewegter Stimme. Sie wollten gewiß nicht zu mir ... Sie sind zu hoch gestiegen.

— Nein, Madame, ich glaube nicht mich geirrt zu haben, ich suche Madame Landernoy, sind Sie es nicht?

— Ja, mein Herr, ich bin's ... was wünschen Sie von mir?

Mignon sagt das mit kurzem trocknen Ton, der mir zeigt, daß ihr mein Besuch unangenehm ist. Ich befinde mich noch an der Thüre, sie ladet mich nicht ein, näher zu treten. Vielleicht geschieht es nur, um den trau-

rigen Zufluchtsort meinen Blicken zu entziehen, da er wohl geeignet ist, das Herz bluten zu lassen. Und doch genügte ein Blick das Ganze zu übersehen, diese kleine etwas längliche Kammer, die nur von oben etwas Licht empfing, so daß man mittelst eines Eisenstabes das kleine Fensterchen öffnen muß. Also auch nicht einmal etwas Aussicht war vorhanden, außer nach dem Himmel. Ein eisernes Oefchen, ein Bett, ein Schub, ein Tisch, ein Schränkchen und einige Stühle, das waren sämmtliche Möbel des jungen Mädchens von Sceaux; aber Alles war in bester Ordnung und von der äußersten Reinlichkeit.

Beim Ueberblicken der Kammer hatte ich zu antworten vergessen und Mignon wiederholt mit dringenderem Tone: Ich habe Sie gefragt, was Sie von mir wünschen, mein Herr, denn ich kenne Sie nicht.

— Ach, Verzeihung ... ich kam um Sie zu bitten ... man hat mir gesagt, daß Sie im Weißzeug nähen so geschickt sind und ich wollte ... ich möchte Ihnen gern einen Auftrag geben ... wenn Sie die Güte hätten ihn zu übernehmen ...

— Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Weißzeug arbeite?

— Hm ... eine Dame ... für die Sie gearbeitet haben.

— Und wie heißt sie?

Da saß ich fest, ich stottere, ich besinne mich ... endlich antworte ich: Ach, ich weiß es wirklich nicht mehr ... das heißt ... diese Dame hat es einer Andern gesagt, von der hörte ich es ... weil sie wußte, daß ich wollte Hemden machen lassen ... nähen Sie nicht welche?

— Ich bin nicht sehr geschickt darin, mein Herr ... man darf keine großen Ansprüche an mich machen.

— Oh! ich nehme das nicht so genau, Madame, wenn Sie die Güte hätten mir das einfachste Muster zu zeigen ...

Ich bin einige Schritte vorgegangen. Mignon hat es geschehen lassen. Sie scheint ihr Mißtrauen verloren zu haben. Ich empfinde darüber geheime Freude; während Sie im Schubkasten sucht, setze ich mich mit den Worten: Verzeihung, Madame, wenn ich einen Augenblick Platz nehme, ich bin aber etwas schnell die Treppen heraufgegangen.

— Ruhen Sie etwas, mein Herr, ich hätte es Ihnen anbieten sollen aber ... mein Stübchen ist nicht einladend. Mein Gott, wie zerstreut bin ich ... das Mu-

ster . . . ich erinnere mich jetzt, ich habe es vorgestern mit den letzten Hemden zurückgegeben, Sie werden indeß wohl ohne Zweifel selbst ein Muster mitgebracht haben.

— Nein, ich dachte nicht daran.

— Es ist aber unerläßlich nöthig.

— Dann .... werde ich Ihnen eins bringen.

— Wenn Sie die Güte haben wollen, es nebst der Leinwand der Dame zu übergeben, von der Sie meine Adresse wissen, so werde ich mir schon Alles holen; denn Sie können das Paket doch nicht selbst bringen.

Sie wollte sehr gern wissen, woher ich ihre Adresse erfahren habe. In dem lebhaften Wunsch, ihr einiges Vertrauen einzuflößen, rufe ich: Mein Gott, ich hatte geglaubt, Sie würden sich dem Ankauf der Leinwand selbst unterziehen, ich verstehe mich nicht darauf . . . die Damen kaufen besser als wir. Ich kann Ihnen ja ein Muster bringen . . .

— Aber wenn ich die Leinwand kaufen gehe, dann kann ich gleichzeitig auch zu der Dame hingehen, die sich meiner freundlich erinnerte und ihr danken . . .

— O, das ist nicht nothwendig; die Dame wollte mir einen Dienst dadurch erweisen; Sie sagte: Mamsell Mignon . . .

das heißt, Madame Landernoy verdient Ihr volles Vertrauen, ich empfehle sie Ihnen.

Sobald ich den Namen Mignon ausgesprochen, verfinstert sich ihre Stirn, ihr Blick sucht die Erde, ein nervöses Beben ergreift sie und sie murmelt: Wer hat Ihnen gesagt, daß ich Mignon heiße ... Die Personen, für welche ich bis jetzt arbeitete, haben nur den Namen Landernoy gekannt.

— Ich erinnere mich nicht mehr, man muß es mir doch gesagt haben ... vielleicht wußte die Dame den Namen zufällig.

Mignon macht eine ungläubige Bewegung; ich verwirre mich, weiß nicht was ich sagen soll. Mit dem Namen Mignon habe ich einen großen Bock geschossen. Sie glaubt vielleicht ich bin ein Freund jenes Menschen, der sie so nichtswürdig betrogen hat; sie kann denken, Fouvenard sendet mich ab ... Dieser Gedanke war mir sehr schmerzhaft ... Wie soll ich ihr Vertrauen wieder gewinnen?

Ich ziehe zweihundert Franken aus meiner Tasche und überreiche sie mit den Worten: Madam, hier ist für den Ankauf der Leinwand, wenn Sie die Güte hätten es zu übernehmen. Sollte es nicht genügen, so sagen Sie es mir wohl.

Mignon weist das Geld streng zurück und

versetzt: Ich bin nicht gewohnt, die Einkäufe selbst zu machen, kann überhaupt Ihre Arbeit jetzt auch nicht annehmen . . . ich habe dringend zu thun.

Ich stecke mein Geld traurig wieder ein und erwiedre: Aber Madam, ich war ja mit den Hemden nicht so eilig. Sie hätten dieselben nach Bequemlichkeit machen können.

— Nein, mein Herr, ich nehme nur Arbeit an, wenn ich die Zeit dazu habe. Leben Sie wohl, mein Herr.

Sie hat die Thür weit aufgemacht . . . Sie verabschiedet mich . . . länger zu bleiben, würde sie nur noch mehr reizen. Ich stehe also auf, grüße sie achtungsvoll, bleibe aber an der Thüre wieder stehen um ihr zu sagen: Ich hoffe, Madame, daß Sie später so freundlich sein werden, für mich zu arbeiten.

— Ja, mein Herr, später.

Und sie macht mir die Thüre vor der Nase zu. Ich bin wüthend auf mich, hätte hätte ich sie nur nicht Mignon genannt! jetzt denkt sie mit Mißtrauen, vielleicht mit Abscheu an mich, denn sie hält mich für ein Freund Fouvenard's und erinnert sich, weshalb dieser Erbärmliche seine Freunde zu ihr schickt. Ich bin überzeugt, sie wird der Pförtnerin gebie-

ten, mich nicht wieder hinauf zu lassen, das lag in ihrem: Ja, mein Herr, später!

Aber ich habe mir vorgenommen, ihr nützlich zu sein und Hindernisse sollen mich nicht abhalten.

Ich eile die Treppe hinunter, steige in ein Kabriolet, lasse mich nach einer Leinwandhandlung fahren, kaufe Stoff zu zwölf Hemden, fahre nach Hause, lege ein Hemd von möglichst einfachem Schnitt als Muster dazu und schreibe ihr:

„Madame,

„Obgleich sie es ablehnten, für mich zu „arbeiten, so erlaube ich mir doch, Sie wie„derholt darum zu bitten. Sie können diese „Hemden nach Belieben in Ihren freien Stun„den anfertigen. Wenn ich nicht glücklich „genug war, Ihnen Vertrauen einzuflößen, „und wenn Sie mich nicht wieder sehen wol„len, so stellen Sie nur der Pförtnerin die „fertige Arbeit mit der Rechnung zu, damit „ich Sie dort berichtigen kann. Nehmen Sie „noch die Versicherung, daß nur eine aufrich„tige Theilnahme, deren ich mich nicht zu „schämen habe, mich zu Ihnen geführt hat.

Karl Rochebrun."

Ich siegle den Brief zu, steige wieder in mein Kabriolet und fahre zu Mignon.

Es sind fast zwei Stunden verflossen. Ich gehe zur Pförtnerin, das Packet Leinwand unter dem Arm. Bevor ich noch den Namen des jungen Mädchens ausgesprochen habe, ruft diese: Sie ist nicht zu Hause, mein Herr; sie ist ausgegangen ... Sie können nicht hinauf ... sie hat mich ausgescholten.

— Ich vermuthete es, bestehe auch nicht darauf, Frau Landernay zu sehen, aber hier ist ein Brief und ein Packet für sie.

— Ein Packet? ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf.

— Sie können die Annahme nicht verweigern. Uebrigens wiederhole ich Ihnen, liebe Frau, meine Absicht ist gut ... die junge Dame hat Unrecht mir zu mißtrauen ... ich hoffe, sie wird mir noch Gerechtigkeit widerfahren lassen. In vierzehn Tagen komme ich wieder vorbei.

Hiermit werfe ich Packet und Brief der Pförtnerin auf den Schoos und entferne mich, ohne darauf zu hören was sie erwiedert.

Madame Sordeville und ihre Abendgesellschaft.

Ich war jetzt zufrieden mit mir und dachte nun wieder an meine neue Liebe.

Auf den Donnerstag Abend gehe ich also zu Herrn Sordeville! Bis dahin kann ich die reizende Armantine nicht wiedersehen, vier Tage noch! Es giebt Männer, welche die Zeit dadurch abkürzen, daß sie mit ihren Freunden über ihre Liebe reden. Ich hatte niemals Vertraute. Wahre Liebe bewahrt sich besser im Innersten des Herzens als im Gedächtniß gleichgültiger Leute, die sich derselben nur erinnern, um uns zu verspotten, wenn man uns betrogen hat, uns lächerlich zu machen, wenn wir beständig sind, uns zu beneiden, wenn wir glücklich sind, das Glück uns auch wohl zu stören suchen. Haben wir denn Freunde? ... Was mich betrifft, ich kenne keine. Anfangs glaubte ich an die Freundschaft einiger jungen Leute, mit denen ich oft bei gemeinschaftlichen Vergnügungen zusammentraf. Voll Vertrauen gab ich mich denen, die mir die Hand drückten offen hin, meine Gutmüthigkeit, meine Offenheit wurden mir sehr schlecht belohnt, ich wurde nur zu schnell enttäuscht. Ich ent-

fernte mich nun von den Männern, um mich den Frauen zu nähern, ich bereue es nicht, denn die Freundschaft der Frauen hat unendlich größern Werth als die der Männer.

Ich nenne Balloquet und Dupreval, die ich zufällig dann und wann bei einer heitern Parthie treffe, nicht meine Freunde, es sind nur Bekannte. —

Der Donnerstag ist endlich da und ich begebe mich zu Herrn Sordeville, der in der neuen St. Augustin Straße wohnt. Alles deutet in diesem Hause auf Ueberfluß hin. Das Haus, die Treppe, die Zimmer, die Dienerschaft, alles kündet Behaglichkeit an. Ich dringe rasch durch die Menge, welche einen großen Saal füllt und von der ich Niemanden kenne. Herr Sordeville verläßt eine Gruppe, mit der er plauderte, um mir entgegen zu kommen und mir die Hand so herzlich zu drücken, als wären wir wer weiß wie intime Freunde.

Wie schade, daß man dieses Zeichen aufrichtiger Ergebenheits- und Freundschafts-Versicherung so mißbraucht! Aber die Menschen haben alles verdorben, auch die Ausdrücke höchster Vertraulichkeit bedeuten nichts mehr, seit dem Mißbrauch, den man damit getrieben hat.

Herr Sordeville führt mich unter wiederholtem Händedruck zu seiner Frau und sagt zu ihr: Meine theure Freundin, Herr Rochebrun hatte die Güte unsere Einladung anzunehmen.

Die reizende Armantine hat einen entzückenden Anzug und sie bewegt sich darin mit unendlicher Grazie und mit hinreißendem Liebreiz. Ich finde in meiner Tänzerin nicht mehr jenes „Sich gehen lassen," jene Hingebung von neulich. Heute ist sie die Hausherrin, ein wenig geziert, fast etwas förmlich, aber immer noch sehr verführerisch. Die Gesellschaft zu empfangen, scheint ihr eine etwas ernstere Haltung angemessen zu sein, als sie bei der Hochzeit von Guillardin zu beobachten für nöthig hielt.

Es ist Schade, sie war auf dem Ball so allerliebst in ihrem ungenirten Wesen. Uebrigens benimmt sie sich als Hausfrau in ihrem Salon sehr gut. Sie empfängt mich mit einem graziösen Lächeln, und dankt mir, ebenso wie ihr Gemahl, daß ich mich der Einladung erinnert habe. Ich weiß nicht, was ich ihr antworten soll, meine Augen werden ihr wohl mehr darüber sagen, als meine Lippen es dürfen. Ich wünschte in ihrem Blick zu finden, daß sie mich verstehe,

errathe; aber ich finde nur jenen gefälligen Ausdruck mit dem sie alle Begrüßungen aufnimmt.

Ich habe mich von Madame Sordeville entfernt, da ich vor ihr nicht stehen bleiben und mich in ihre Betrachtung versenken kann; es würde meinen Projekten nur schaden und mir die Miene eines Einfältigen geben, was man bei den Frauen um jeden Preis vermeiden muß, will man nicht gleich verloren sein. Und doch hängt das nicht immer von uns ab.

Ich sehe mich nach Madame Dauberny um; ich hatte mir geschmeichelt, sie in der Gesellschaft zu finden, da sie mit der Hausfrau so vertraut schien. Ich suche vergebens. Man sieht überhaupt hier vielmehr Herren, als Damen, und besonders so wenig hübsche? ist das feine Berechnung von der Hausfrau? Und doch hat sie Vergleichungen nicht zu fürchten.

Die Gesellschaft plaudert in Gruppen zusammen stehend. Ein Piano steht zwar hier, aber nichts deutet auf eine musikalische Unterhaltung hin. Im Nebenzimmer stehen zwei Spieltische bereit. Wenn sie hierher käme, könnte ich ungenirter mit ihr reden. Aber sie ist durch ihre gesellschaftlichen Pflichten zu

sehr beschäftigt. Es scheint mir immer als wenn Madame Sordeville doch sehr eroberungssüchtig wäre. Man hat oft gesagt, daß alle Frauen es sind ... Der Wunsch zu gefallen ist ein so natürlicher. Findet man das nicht auch bei den Männern? alle wollen glänzen, der Häßliche durch seinen Geist, der Reiche durch seinen Luxus, Einer durch seine Großmuth, ein Andrer durch seine Freigebigkeit ... Alle haben ein und dasselbe Ziel. Klagen wir also nicht die Frauen der Gefallsucht an. Die Natur hat ihnen Schönheit und Liebenswürdigkeit verliehen und sie somit auf den Gebrauch derselben angewiesen.

Nur launenhafte Frauen liebe ich nicht; denn nichts ist unerträglicher, als unfreundlich oder kalt aufgenommen zu werden, ohne zu wissen weshalb und ohne Schuld daran zu sein. Mit Recht konnte ich mich über Madame Sordeville nicht beklagen, indessen nach der Vertraulichkeit auf dem Hochzeits-Balle schmeichelte ich mir, nicht so förmlich empfangen zu werden. Doch da kommt so eben Herr Sordeville auf mich zu und wir sprechen Einiges Gleichgültige mit einander.

In diesem Augenblick ist auch die reizende Armantine in dieses Zimmer getreten. Ein schöner blonder junger Mann folgt ihr, halb-

laut mit ihr plaudernd; die hübsche Frau lacht viel, und benimmt sich dabei auf eine Weise, die fähig wäre, ein ganzes Regiment zu bewegen, die Waffen zu strecken. Ich bin sehr ärgerlich darüber und habe doch kein Recht mich irgendwie zu beklagen, aber ich wünschte, sie hörte dem Herrn nicht auf diese Art zu. Am liebsten hätte ich mich in diese Untethaltung gemischt, aber die Veranlassung dazu fehlt mir. Jetzt erschallen Pianotöne und schnell benutze ich diese Gelegenheit um in den Saal zurückzukehren, wohin auch Madame Sordeville gegangen ist. Ich nähere mich ihr und möchte ihr irgend etwas Angenehmes sagen, aber ich finde nichts, und frage endlich, ob sie vielleicht singen wird.

— Nein, aber ich begleite gern, wenn man meiner bedarf. Singen Sie?

— Nur zu Hause, wenn ich allein bin. —

— Ha! ha! ... Sie Egoist. Würden Sie diesen Abend nicht etwas Ihre Gewohnheit bei Seite setzen und hier singen?

— O, nein! Vor Ihnen würde ich's nicht wagen.

— Weshalb nicht? flöße ich Ihnen Furcht ein?

— Mehr als das ...

Sie lächelt wie auf dem Balle. Ach! wie reizend ist sie in diesem Augenblick! Aber man redet sie wieder an und ich bin nochmals von ihr getrennt. Ein Herr ist bereit zu singen und allmählig tritt ein Schweigen ein. Ich setze mich hinter zwei sehr häßliche Damen, die mir also keine Zerstreuung verursachen können.

Alles erwartet, daß die Fenster erbeben werden von dem Gesange dieses großen und starken, herculischen Mannes, und in der That gleich bei den ersten Noten erzittert die Menge. Welch ein Organ! ... Soll man das wirklich eine Stimme nennen? ich finde es dem Brüllen eines Stieres gleich. Sollte das Jemanden gefallen können!

Die beiden Damen vor mir ächzen oh! und ach! ich vermuthe also, der Sänger zerreißt auch ihre Ohren: um so mehr als derselbe mit unerschütterlicher Beharrlichkeit nie den richtigen Ton trifft; dies verursacht Momente, wo die Leute in der Straße glauben müssen, es würde hier ein schreckliches Verbrechen verübt.

Der Sänger hat geendet, die beiden Damen drehen sich lächelnd zur Seite und ich kann mich nicht enthalten zu bemerken: Ich hätte ein Conzert von vierzig Trommeln vor-

gezogen! Kaum habe ich geendet, als die Sängermasse durch den Saal gerade auf uns los schreitet und mit den Worten stehen bleibt: Ich war heute nicht bei Stimme, die Töne kommen nicht voll genug. Was sagen Sie dazu, liebe Mutter?

— Mein Sohn, Du hast vorzüglich gesungen ...

— Ja lieber Bruder, Du hast sehr gut gesungen und gewiß mit vielem Erfolge; wenn gleich es auch Personen giebt, die sich ein Urtheil anmaßen wollen, von der Musik aber nichts verstehen ...

Man muß sich also mit seinen Urtheilen in acht nehmen, wenn man nicht weiß mit wem man spricht. Die Schwester des Sängers schießt mir wüthende Blicke zu und ich entferne mich nach dem andern Ende des Saales. Ich habe mir Feinde gemacht und will künftig doch vorsichtiger sein.

Nach dem Brüllen des Herkules bedurfte man der Erholung. Eine Dame nimmt also am Piano Platz und singt eine Bravourarie mit schrecklichen Rouladen. Welch unglückliche Idee, in Gesellschaft singen zu wollen, wenn man nur eine schneidende, schreiende Stimme besitzt. Dieses Mal aber schweige ich weislich still, und wage nicht auf irgend

eine Weise meine Meinung zu äußern. Aber die Herrin entschädigt uns durch eine einfache hübsche Arie, welche das Verdienst hat, nicht lange zu dauern. Jetzt singt der junge blonde Mann, den ich mit Armantine sprechen sah, eine Romanze mit vielem Geschmack und hübscher Stimme; das reizt mich noch mehr gegen ihn, denn ich bin überzeugt, daß er meiner Dame den Hof macht, aber ungerecht kann ich gegen ihn nicht sein, er singt gut. Offen gestanden, ich empfinde nichts weniger, als Vergnügen in dieser Gesellschaft. Während auf dem Piano und Violon etwas vorgetragen wird, begebe ich mich in ein andres Zimmer. Die Dame vom Hause ist so von Verehrern und Anbetern umgeben, daß man keinen Augenblick mit ihr plaudern kann; sie sucht auch keine Gelegenheit dazu. Ach! welcher Unterschied hier und auf dem Ball ... es giebt Momente, wo ich sie nicht mehr für dieselbe Frau halte.

Ich setze mich an einen Tisch, wo man Hazard spielt. Es ist die beste Erfindung die Leute in einer Gesellschaft zu beschäftigen.

Ich habe einige Zeit gespielt. Als ich mich umwende erblicke ich Madame Friederike. Niemals war mir ihr Anblick ange-

nehmer. Sie lächelt mir zu und sagt: Guten Abend; sind Sie glücklich?

— Bis jetzt noch nicht.

— Wollen wir zusammen spielen? ich werde Ihnen Glück bringen.

— Sehr gern.

— Da, mein Einsatz.

Sie wirft mir eine mit Napoleons gefüllte Börse zu und entfernt sich, ohne mir die Zeit zu lassen, sie zu fragen, wie hoch sie spielen will. Sonderbare Frau! Indessen ist Ihr Benehmen ganz ebenso, wie auf dem Balle und sie gleiche darin ihrer Freundin durchaus nicht. Es scheint als wenn meine Mitspielerin mir wirklich Glück gebracht hat. Ich sehe mich nach ihr um, aber sie ist nicht zu erblicken. Ich fahre also fort und gewinne fast beständig. Ich behalte meinen Platz bis der Thee gereicht wird und man das Spiel verläßt. Einige Schritte von mir erblicke ich Herrn Archibald, den Sohn des Herrn Guillardin. Ich grüße den Herrn; er erwiedert den Gruß, aber kalt, wie Einer, dem nichts daran liegt die Bekanntschaft zu erneuen. Doch der Herr kann ruhig sein, ich werde mich ihm nicht aufdrängen. Gewiß vermuthet er, ich sei in Madame Dauberny verliebt und hält mich für einen Nebenbuhler.

Was für Trugschlüsse doch in der Welt gemacht werden!

Ich vergnüge mich in diesem Hause aber nicht; Madame Sordeville lacht mit Jedem, ausgenommen mit mir. Ich habe mich an jenem Abende gründlich getäuscht, als ich glaubte, sie sähe mich mit Wohlwollen an, empfinde etwas für mich. O, die Frauen, kann man jemals auf sie rechnen? ... Ich habe Lust mich zu entfernen, muß aber noch Abrechnung halten mit der Dame, die in Gemeinschaft mit mir spielte; sie ist jedoch mit einem rothen Schnurrbart im Gespräch, der ihr gerade eine Liebeserklärung macht, wie man aus dem Feuer der Worte, die selbst mit Gebärden begleitet werden, vermuthen kann. Sie hört zu, als ob man ihr den „Telemach" erzählte. Ich warte.

Unter diesen Leuten, die mir fast sämmtlich unbekannt sind, empfinde ich eine Leere, eine Traurigkeit, die mich gar nicht überrascht. Niemand zeigt Theilnahme für mich, warum sollte ich für sie welche haben? ich bin nur einer hübschen Frau wegen gekommen, die mich entzückte, die ich schon liebte ... anbetete ... aber dieser Empfang, ihre Koketterie mit Jedem ... ich bin empört, ich will mich nicht mehr mit ihr beschäftigen. Balloquet

ist weit glücklicher als ich; er nimmt die Liebe nie ernst, er macht eine neue Bekanntschaft wie man ein neues Kleid anzieht; ich dagegen habe für die Frauen, um die ich mich bewarb, stets ein lebhaftes und tiefes Gefühl gehegt . . . ich spreche jetzt nicht von Armantine, die ich erst seit ein paar Tagen kenne. Man glaube nicht, man könne nicht wahrhaft lieben, sobald man gesteht, gleichzeitig mehrere Geliebte zu besitzen; das menschliche Herz enthält Geheimnisse und Sonderbarkeiten, die wir nie enträthseln werden.

Vielleicht haben meine Betrachtungen nicht gerade Heiterkeit in meinen Zügen erweckt, haben sie mich doch nicht einmal die köstliche Friederike bemerken lassen, die vor mir steht und mit spöttischem Lächeln sagt: Mein Gott, wie sehen Sie vergnügt aus, Herr Rochebrun! . . .

— Vergnügt! ohne Sie wäre ich längst fort. Wir haben acht und zwanzig Napoleons gewonnen. Hier ist Ihre Börse, Madame.

— Sehr gut, Sie sehen, daß ich Ihnen Glück brachte.

— Ja, das einzige an diesem Abende.

— Ich verstehe! Sie Aermster, Sie haben also vergebens gehofft!

Ich begnüge mich mit einer leichten Verbeugung zu antworten und Friederike beginnt wieder: Ich möchte Sie etwas zerstreuen. Wollen Sie bei mir zu Abend speisen?

Ich erhebe den Blick auf Madame Dauberny und sie erräth, daß ich es nur für einen Scherz aufnehme, denn sie fügt sogleich hinzu: Was finden Sie so Auffallendes darin, ich bin gewöhnt zu Abend zu essen, ich lade Sie ein und wenn Sie es annehmen, bitte ich noch einen andern Herrn dazu, der mir eben die possirlichste Liebeserklärung gemacht hat ... aber es ist ein Preuße und er ist unsrer Sprache nicht recht mächtig ...

— Der Herr mit dem rothen Schnurrbart?

— Richtig, Baron Brunzbrack ... das ist ein Mann! Ich habe diesem Herrn den Kopf verdreht, und ich versichere Ihnen, ohne es absichtlich gethan zu haben. Nun? nehmen Sie an?

— Mit großem Vergnügen; um so mehr als Sie mir diese Gunst auf dem letzten Balle verweigerten, wo ich das Glück hatte Ihre Bekanntschaft zu machen.

— Möglich; jene Nacht glaubte ich, Sie wollten mir den Hof machen ... aber Sie sind nur in Armantine verliebt und da

Sie diesen Abend bemerken, daß viele Andre ebenfalls es sind, so macht Sie das traurig, mürrisch, verzweifelt ... ha! ha! ha! habe ich's errathen? Nun? kommen Sie, mein Herr, geben Sie mir die Hand, ich diene auf diese Weise Ihrer Liebe mehr als Sie es mit Schmachten thun können; alle Frauen sind auf ihre Eroberung eifersüchtig und Armantine wird glauben, daß ich die ihrige rauben will. Sie werden die Ursache sein, daß wir uns entzweien, aber der geringste Hauch wird diese Wolke zerstreuen.

Die Hoffnung, der Madame Sordeville einigen Unmuth zu verursachen, lächelt mir zu. Mit Freude nehme ich den angeboten Arm. Ein großer Theil der Gesellschaft war bereits fort. Madame Dauberny flüstert ihrem preußischen Baron, der wie ein Pfahl in der Mitte des Saales stand, zwei Worte in's Ohr, die einen magischen Effekt auf ihn hervorbrachten. Herr von Brunzbrack macht einen Sprung rückwärts, tritt dabei einer Dame aufs Kleid, wirft einen Stuhl um, will ihn schnell aufheben und bleibt mit einem Knopfe seines Kleides in dem Spitzenmantel einer Dame hängen, die denselben so eben umnehmen will, um wegzugehen. Der arme Preuße verliert den Kopf, er weiß nicht

mehr wohin, und wagt sich nun weder rückwärts noch vorwärts; so hat ihn die Einladung der Madame Dauberny erfreut. Friederike erbarmt sich seiner, nimmt seinen Arm und zieht ihn lebhaft mit den Worten fort: Aber so kommen Sie doch, Baron, wir warten auf Sie.

Wir verlassen alle drei den Saal; ich werfe noch einen Blick auf Madame Sordeville, sie scheint ganz erstaunt zu sein, daß sie mich mit Madame Dauberny weggehen sieht, welche mit der größten Vertraulichkeit meinen Arm genommen hat.

Ich empfinde ein freudiges Gefühl, eine gewisse Zufriedenheit, die mich für all die Langeweile des Abends entschädigt. Friederike hatte Recht, ihr Benehmen nützte meiner Liebe mehr, als alle feurigen Blicke, die ich der verführischen Armantine zuwarf. Die Frauen irren sich nie, wenn es gilt ein solches Ziel zu erreichen.

Der Baron von Brunzbrack.

Der Wagen führte uns in kurzer Zeit zu Madam Dauberny nach dem Boulevard Monmartre.

Unterwegs sprachen wir wenig. Der Baron ist von dem letzten Auftritt und seiner Freude noch ganz verblüfft, auch setzte ihn wohl meine Gegenwart etwas in Verlegenheit; er weiß nicht auf welchem Fuß ich mit der Dame stehe; aber er sieht, daß ich auch mit zu Abend essen werde und das, glaube ich, beschäftigt ihn sehr.

Unser origineller Gastgeber scheint auch etwas in Nachdenken versunken; ich denke an den Blick, den Madame Sordeville mir nachsandte, als ich fortging.

Zu Hause angekommen hat Madame Dauberny ihre muntre Laune wieder erhalten, und sie denkt nur daran, die liebenswürdige Wirthin zu machen.

— Drei Gedecke, sagt Friederike zu einem Diener im Vorzimmer, und vor allem ein tüchtiges Feuer, denn man speist schlecht, wenn man friert. Ist der Saal geheizt?

— Nein, gnädige Frau, aber in Ihrem Zimmer ist Feuer . . .

— Nun, meine Herren, treten Sie bei mir ein, Sie erlauben mir wohl, daß ich Sie in meinem Schlafzimmer empfange, nicht wahr? um ein Uhr des Nachts braucht man es mit den Formalitäten wohl nicht ganz genau zu nehmen.

— Ach, Madame! das ist eine Gunst, für die wir sehr erkenntlich sein müssen, versetze ich, mich verbeugend.

— Ach! meine Gnädigste, erwiedert der Baron seinerseits mit tiefem Bückling, es wäre hübsch sehr, zusammen zu sein immer mit Ihnen, gleichviel wo!

Ohne auf unsre Erwiederungen zu achten, ist Madame Dauberny schon vorausgegangen, eine Kammerfrau leuchtet uns. Wir gelangen in die Schlafstube derjenigen, die Herr Archibald eine „Emanzipirte" nennt. Es ist ein köstlicher Aufenthalt, mit auserlesenem Geschmack eingerichtet; eine Alabaster-Ampel wirft von der Decke zarte Lichter ringsumher, man fühlt sich in dem Asyl eines zierlichen Dämchens, nichts verräth die Emanzipirte. Ich hatte Florets, Pfeifen und Statuetten zu sehen erwartet, ich sah nur Spuren zierlicher Weiblichkeit.

Die reizende Friederike verläßt uns mit den Worten: Meine Herren, Sie erlauben, daß ich es mir bequem mache. — Ich befinde mich nun mit dem preußischen Baron allein, ich betrachte ihn mit Muße, während derselbe lüstern nach dem Bett im Hintergrunde schielt. Herr von Brunzbrack muß ein Mann von etwa vierzig Jahren sein. Er ist groß und

wohl gebaut. Die Haare des Baron sind nicht so lebhaft blond als sein Bart, und wie eine Bürste geschnitten. Seine blauen aus dem Kopfe hervorstehenden Augen, die er immer weit aufreißt, haben zwar keinen geistreichen Ausdruck, dafür findet man aber Offenheit und eine gewisse Gutmüthigkeit, die aber leicht dem Aufbrausen Platz macht, sobald man Miene macht über ihn spotten zu wollen. Er lacht ziemlich leicht und sein Mund erhält dabei eine unmäßige Größe; aber der Ernst tritt so schnell wieder ein, daß man ganz überrascht ist, ihn lachen gehört zu haben. Da er der Sprache nicht völlig mächtig ist, so glaubt er dieselbe durch seine Gebärden ausdrucksvoller zu machen, die aber mehr ins Komische fallen, als dem Verständniß nachhelfen.

Ich weiß nicht, ob der Herr sich dieselbe Mühe mit mir giebt, soviel aber bemerke ich, daß er mich von Zeit zu Zeit verstohlen betrachtet. Ich versuche ein Gespräch mit ihm: Dieses Zimmer ist mit entzückendem Geschmack eingerichtet!

— O ja! mein Herr, dieses Zimmer, es ist ßchön.

— Diese Nippsachen sind allerliebst, die Damen lieben sehr dergleichen.

— O ja! mein Herr, die Damen sehr lieben dergleichen.

— Auch diese Blumen sind reizend, doch ihr Geruch fast zu stark für dies Zimmer.

— Die Damen lieben alle den Geruch stark.

Madame Dauberny kommt glücklicher Weise um dieser geistreichen Unterhaltung ein Ende zu machen und uns Beiden entschlüpft ein Ausruf der Bewunderung.

Friederike hat ein langes Hauskleid von blauem Kaschmir angezogen, das mit einem seidnen Gürtel zusammen gehalten und bis oben hinauf zugeknüpft ist, ein kleines weißseidnes Tuch umschlingt nachlässig ihren Hals. Die Haare, welche eilig wieder herauf gehoben sind, bilden theils eine Flechte, theils lange Locken; ein blau Sammthäubchen, mit Silber reich verziert, erhöht den Reiz der Locken.

Es ist unglaublich, welchen Reiz dieses Nachtkostüm ihr verleiht, und wir können Beide uns diesem Zauber nicht entreißen.

— Da bin ich, sagt Friederike lächelnd. Sie sehen, ich erlaube mir im Hauskleide zu Abend zu essen. Wärmen wir uns, meine Herren, bis das Abendbrot kommt.

Friederike setzt sich in einen großen Lehn-

stuhl am Kamin, wir nehmen Sessel ihr zur Seite, alle drei die Füße am Feuer. Friederike sagt: Lassen Sie unser gemüthliches Zusammensein mit einigen offenen Erklärungen beginnen. Sie, Herr Baron von Brunzbrack, sind mir seit zwei Monaten bekannt, wo ich Sie in Gesellschaften getroffen habe; ich weiß, Sie sind ein artiger Mann. Diesen Abend haben Sie mir eine Liebeserklärung nach allen Regeln der Kunst gemacht ... Sie glauben vielleicht, deshalb hätte ich Sie eingeladen mit mir zu Abend zu speisen. Es ist meine Pflicht, Sie zu enttäuschen. Ich liebe Sie nicht, mein theurer Baron, ich würde nie das geringste Herzklopfen für Sie empfinden. Um Ihnen dieses zu sagen und Ihnen statt Liebe offne Freundschaft anzubieten, deshalb bat ich Sie mit mir zu kommen ... Ich hoffe, Sie sind mit meiner Handlungsweise zufrieden, und beweisen mir, daß Sie meiner Freundschaft würdig sind.

Der Baron rollt seine Augen auf eine eigenthümliche Weise; er weiß nicht, soll er zufrieden oder unzufrieden sein, er neigt die Nase zur Erde, stößt ein Seufzer aus. Friederike fährt fort: Lieber Baron, nicht diese unzufriedene Miene! Ich stelle hier Ihnen Herrn Rochebrun vor ... ich kenne ihn erst

seit fünf Tagen, also eine sehr neue Bekanntschaft, aber doch ist mir's schon als ob wir zusammen erzogen wären. Nun, Baron, wissen Sie weshalb ich ihn auch eingeladen habe? weil ich weiß, daß er nicht daran denkt, sich in mich zu verlieben, mir den Hof zu machen, und daß sein Herz für eine sehr hübsche Frau schlägt, die ihn diesen Abend grausam behandelt hat, die aber ein andres Mal gewiß weit liebenswürdiger sein wird.

Sobald der Baron das vernommen hat, was mich betrifft, heiterte sich sein Gesicht wieder auf. Der brave Deutsche hatte mich wahrscheinlich für einen Nebenbuhler gehalten und zwar für den glücklicheren. Er wendet sich zu mir, reicht mir die Hand und ruft: Ach, also nicht Nebenbuhler! dann wir sind gute Freunde, wir uns verstehen gut, wir uns dann sagen alles, was wir haben auf dem Herzen.

Und der Herr von Brunzbrack legt die Hände auf die Brust, nickt heftig mit dem Kopf, stößt mit dem Fuß auf den Boden wie ein Pferd, das gern den Stall verlassen möchte. Ich reiche ihm lebhaft die Hand, die er mit einer solchen Heftigkeit drückt, daß er mir weh thut und dabei wiederholt: Wir gute

Freunde sind, da Ihnen gefällt diese Dame gar nicht! ...

— Gehen wir nicht zu weit, Herr Baron, ich bitte mir zu glauben, daß ich ihrem Geist, ihrer Lieblichkeit, ihren Reizen volle Gerechtigkeit wiederfahren lasse.

— O, genug, genug! rief Friederike, sagen Sie einfach, daß Sie mich durchaus nicht lieben, nie in mich verliebt sein werden.

Ich weiß nicht, weshalb ich einen Widerwillen empfinde, dies zu sagen; ich betrachte den hübschen Faltenwurf ihres Hauskleides und antworte nicht. Unsre liebenswürdige Wirthin fährt zu dem Baron gewendet fort: Also ich wollte Ihnen sagen, daß dieser Herr mich nicht liebt, daß Sie keinen Nebenbuhler an ihm haben, denn Sie betrachteten ihn schon mit Ihren großen Augen, die sehr böse sind, wenn sie nicht sehr gut sind, und weil es mir angenehmer ist, unter meinen Gästen Einigkeit und Harmonie zu sehen. Aber glauben Sie nicht, daß sonst Niemand mir den Hof macht und daß ich Niemanden liebte. Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie niemals mein Geliebter werden können, Sie haben also kein Recht auf mich und wenn es mir gefällt, mir in Ihrer Gegenwart den Hof machen zu lassen, so dürfen

Sie dazu nicht das Geringste sagen. Gehen Sie hierauf nicht ein, dann ziehe ich meine Freundschaft zurück und sehe Sie nicht wieder.

Der Baron stößt einen Seufzer aus, der mich an den dicken Sänger erinnert. Er schlägt sich vor die Stirn, blickt nach der Decke, nimmt meine Hand nochmals und schüttelt sie so, daß er mir den Arm fast ausrenkt, wobei er murmelt: O, mein sehr guter Freund, wie grausam kann sein die schöne Frau ... weiß ich nicht was ich sagen soll aber muß ich sagen, daß ich lieben werde immer diese!

— Was das betrifft, versetzt Friederike, thun Sie was Sie wollen, das geht mich nichts mehr an! aber ich bin für Ihre Ruhe nicht mehr in Sorge. Wenn die Männer sehen, daß sie nicht mehr hoffen können, ist ihre Liebe bald zu Ende.

— O nein, das ist nicht so bei dem Preußen! im Gegentheil, je mehr er wird gemacht unglücklich, desto mehr er ist beständig.

— Desto schlimmer für den Preußen, dann muß er die französische Mode annehmen. Doch es ist nun genug von Liebe und Entschleierung unsrer Herzen gesprochen. Das Abendbrot ist jetzt bereit, meine Herren. Geben

Sie mir Beide die Hände, ich werde Sie führen. Und kein Wort mehr von dieser Herzensangelegenheit, bedenken Sie, daß ich hier befehle und Sie zu gehorchen haben.

— Hier und überall!

Das vertrauliche Abendbrot.

Friederike leitete uns durch einen engen Gang der zu einem kleinen eleganten und wohl geheizten Stübchen führte; in jeder Ecke und an den Fenstern standen natürliche Blumen, ein gedeckter Tisch steht hier mit Allem, was den Reiz einer Mahlzeit verdoppelt.

— Meine Herren Sie befinden Sich hier in meinem kleinen Trianon, das heißt, da, wo ich meine Freunde empfange. Ich habe wohl nicht erst nöthig Ihnen zu sagen, daß mein Gemahl hier nie empfangen wird; denn ich setze voraus, daß Sie nicht seinetwegen hierher gekommen sind. Wir leben wie Sonne und Mond, man sieht uns nicht zusammen, wenigstens nicht beim regelmäßigen Lauf der Gestirne. Wir sind überein gekommen, daß Jeder von uns seine völlige Freiheit behaupte, und wir machen davon Gebrauch. Doch zu Tische meine Herren!

Wir nehmen Platz, Friederike natürlich zwischen uns. Ihr liebenswürdiges Benehmen ist Ursache, daß sich ihre Gäste sogleich wie zu Hause fühlen. Der Baron strahlt vor Vergnügen, seine Augen kreisen umher und er hört nicht auf zu wiederholen: Ich liebe sehr Ihr Trianon.

— Ueberall Blumen! bemerke ich mit einem Blick auf diejenigen, welche den Tisch zierten.

— Ja, sie sind mir stets Bedürfniß.

— Gleich und Gleich gesellt sich gern.

— Ach, mein lieber Rochebrun, keine Albernheiten, ich verabscheue sie. Aber trinken Sie doch meine Herren. Ziehen Sie Chambertin vor oder Pomard? Sie haben nur zu befehlen. Ich ziehe Volnais vor.

— Ich ziehe es vor von Allen zu trinken.

— Recht so! es lebe die Abwechselung! Sie ist reizend, nicht wahr mein Herr?

— Was den Wein betrifft, ja!

— O in Allen! gestehen Sie es nur, Heuchler!

— Ich darf Ihnen nicht unrecht geben.

— Ah so ist's recht. Aber sehen Sie nur meine schönen Rosen und diese Camilien, diese Hyazinthen und die Caktus. Wenn ich

nur Rosen allein hätte, wäre das wohl so schön?

— Ich sehe wohl die Blumen sind Ihre Leidenschaft.

— Ja und ich glaube, es ist die einzige, die ich bis jetzt hatte, vielleicht war ich deshalb so leicht, so flatterhaft. Aber Sie haben mir noch nicht gesagt, wie das Concert bei Herrn Sordeville war; ich kam sehr spät.

— Nun das war sehr gut für Ihre Ohren. Nur ein Einziger, ein blonder junger Mann sang eine Romanze ziemlich gut. Wer mag es doch gewesen sein? er sprach oft mit Madame Sordeville.

— Oh! ich verstehe, es ist Mondival, ein hübscher Junge, aber sehr fade; ich verabscheue die Dummen, ich ziehe die häßlichen aber geistreichen vor — sage das aber nicht für Sie, meine Herren! — Und die schöne Friederike lacht aus vollem Herzen. Der Baron glaubt dasselbe thun zu müssen. Ich sage nichts, ich denke an Armantine. Meine Nachbarin, die mich ernst bleiben sieht, stößt mich ans Knie und ruft: Nun? Sie sagen nichts. Sind Sie böse? Sie waren nicht gemeint.

— Ich böse? weshalb?

— Er weiß gar nicht, was ich gesagt

habe, er denkt nun nur an seine Armantine. Sie lieben sie, was man so nennt, aus Grund des Herzens.

— Ja, das heißt ich liebte Sie.

— Also es ist schon vorüber? weil sie die Gefallsüchtige spielte?

— Man hat sich mit mir nicht mehr beschäftigt, als ob ich ein Fremder gewesen wäre.

— Ei, man kennt Sie doch wahrlich auch noch nicht so sehr lange. Und dann will ich Ihnen nur gleich sagen, daß sie ungemein launenhaft ist!

— Das weiß ich bereits; es ist ein abscheulicher Fehler.

— Man findet ihn ziemlich häufig bei den zierlichen Frauen; ich bin es nicht, ich bin aber auch nicht zierlich. Trinken Sie doch meine Herren. Sie kommen ja gar nicht vorwärts! Sehen Sie doch, was für ein Beispiel ich Ihnen gebe.

Friederike leert ihr Glas mit einem Zuge. Der Baron will es ebenso machen, aber er verschluckt sich und er springt auf, um zu husten und mit dem Fuße zu stampfen. Man bringt Champagner und Malvasier; ich folge dem Beispiel der Frau Dauberny und werde heiterer.

Der Baron hat seinen Platz wieder eingenommen; seine Wangen spielen ins Hochrothe.

— Ich werde sogleich meinen Diener fortschicken und dann stützen wir die Ellenbogen auf den Tisch und sagen uns Dummheiten. Es leben die improvisirten Parthien! sie nur machen uns Vergnügen! ich dachte heute Morgen nicht im Entferntesten daran, Sie heute Abend oder vielmehr diese Nacht mir zu sehen, und Sie dachten wohl auch nicht daran zu mir zu kommen.

— Wir erriethen unser Glück nicht.

— Ach! Rochebrun was schläfern Sie mich mit Ihren Artigkeiten ein; ich will glauben, daß Sie bei den Frauen, die Sie lieben anders sind. Einige Frauen lieben freilich eine solche Sprache und Armantine haßt die Schmeicheleien auch nicht.

— Ich versichere Ihnen, daß ich nicht die Absicht hatte, eine Schmeichelei zu sagen.

Der Baron reicht mir zärtlich die Hand, schüttelt die Meinige und schreit: Ja, Sie sind nicht in sie verliebt? nicht wahr? Sie haben es mir vorhin versprochen. Ich kann mich nicht enthalten über die Bitte des Barons zu lachen, während die verführerische Friederike mit den Achseln zuckend ungeduldig

ruft: Aber nein und millionen Mal nein, er denkt nicht an mich! Kann man den einer Dame nicht sagen, der Kopfputz steht ihr gut, man finde Geschmack daran, ohne die Dame selbst zu lieben? Herr Preuße, wenn Sie auf dieses Kapitel wieder zurückkommen, so hebe ich die Sitzung auf.

— Ich bin stumm.

— Reden Sie aber von andern Dingen. Ach! nun sind wir endlich frei!

Der Diener hatte den Nachtisch gebracht und uns verlassen. Friederike füllt die Gläser erhebt sich dann und klingelt mit dem Ruf: Da habe ich das Beste vergessen!

Der Diener kommt zurück.

— Jean, Pfeife, Cigarren, Cigarretten und Tabak. Rasch! Der Baron bricht in einen Schrei der Bewunderung aus: Ah, Sappr . . . wir können rauchen! Sie erlauben es?

— Ich erlaube es nicht blos, ich gehe sogar mit dem Beispiel voran, jedoch nicht immer, nur diese Nacht, da wir so hübsch unter uns sind.

— Ah Sie rauchen, Madame?

— Wundert Sie das?

— Nichts wundert mich an Ihnen!

So! Soll ich das für eine Artigkeit

nehmen? Ich will das thun, da man Alles von der besten Seite ansehen soll.

— Darf ich mir erlauben, Sie streng zu beurtheilen, da Sie doch so gut für mich waren und es noch sind.

— Wirklich? Sie halten mich also für gut? Ach, das verlangte ich blos.

Der Diener legt auf ein Tischchen, das er neben die Tafel setzt, eine Auswahl von Pfeifen, Cigarren und mehreren Sorten von Tabak. Jeder wählt, was ihm zusagt. Ich glaubte Friederike würde nach den Cigarretten greifen, allein sie nimmt eine türkische Pfeife und stopfte diese mit Tabak aus dem nämlichen Lande. Darauf streckt sie sich in ihren Lehnstuhl, leert ein Glas Malvasier und raucht mit der Gelassenheit eines Muhamedaners. Der Baron klatscht in die Hände und ruft: Sehr gut, sehr gut! Sie besitzen alle Eigenschaften um zu gefallen.

— Weil ich rauche? aber mein lieber Brunzbrack, viele Leute würden das einen Fehler nennen, was Sie für eine gute Eigenschaft ausgeben! Aber Rochebrun, mir scheint es als ob Sie etwas auf dem Herzen hätten, nur heraus damit!

— Es ist wahr, mir schwebt eine Frage auf den Lippen, ich kann mich aber nicht ent-

schließen, meinen Gedanken Worte zu geben und sage zögernd: Ich wüßte nicht, Madame . . .

— Warum nennen Sie mich noch immer Madame, ich nenne Sie ja auch kurzweg Rochebrun.

— Aber wie erlauben Sie, daß ich Sie nennen darf?

— Betrachten Sie mich wie Ihren Freund, wie einen Kameraden. Wenn ich ein Mann wäre, würden Sie mich Friedrich nennen, sagen Sie also Friederike zu mir.

— Ich würde das niemals wagen.

— Warum nicht? sobald ich es Ihnen erlaube!

— Weil Sie mir durchaus nicht den Eindruck eines Mannes machen.

Sie lächelt eigenthümlich, fährt mit der Hand über ihren Kopf, nimmt das Häubchen ab und wirft es in eine Ecke, verändert ihre Locken und beginnt wieder: Herr Karl Rochebrun, wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen schon mehrmals auf den Lippen schwebte?

— Verzeihen Sie, Madame, ich dachte . . . ich war überrascht hier nicht eine andere Person zu finden.

Friederike beißt sich etwas auf die Lippen, runzelt leicht die Stirn und murmelt:

Sie meinen Herrn St. Bergame ... In der That, vor drei Tagen würde ich hier ohne ihn nicht zu Abend gegessen haben. Aber wir sind verfeindet.

— So! Aber wohl nicht auf lange.

Wer weiß! Wenn man zwei Tage zubringen konnte, ohne sich zu sehen, kann man es auch eine Woche, und warum denn nicht auch einen Monat? Er that etwas was mir mißfiel, ich sagte es ihm und er nahm es übel auf. Hätte er sich bald nachher oder auch gestern noch entschuldigt ... jetzt möchte es zu spät sein! Also mein Freund, erlauben Sie es mir Sie so zu nennen? Sie reicht mir dabei die Hand auf eine so liebliche Weise, daß ich mich versucht fühle, ihr um den Hals zu fallen und sie zu küssen. Ich begnüge mich ihre Hand zu nehmen und an meine Lippen zu drücken. Sie zieht dieselbe lebhaft mit den Worten zurück: Ei! was thun Sie denn! küßt ein Mann seinem Freunde die Hand, das wäre ganz etwas Neues!

Der Tabak und der Wein hatten beim Baron bewirkt, daß seine Augen weniger offen waren, als zu Anfange des Abendbrots. Sobald er aber erblickte, daß ich die Hand der Frau Dauberny küßte, riß er die Pfeife aus dem Mund und rief: Mein bester Freund,

es ist doch wahr, daß Sie durchaus nicht verliebt sind in Madame?

— Was erfaßt Sie schon wieder Baron, sagte Friederike lachend, wollen Sie wieder anfangen eifersüchtig zu sein! Erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen bei Sordeville's gefallen hat.

— Herr Sordeville ist ein sehr lieber Mann; er sprach sehr viel mit mir und sagte, daß ich sehr gut spräche das Französische.

Friederikens Züge hatten sich plötzlich verändert, ihre Stirn ist finster geworden, ihr Blick nicht mehr derselbe. Sie frägt den Baron: Wovon plauderten Sie mit Herrn Sordeville?

— Wir sprachen von Geschäften; da ich gekommen bin im Gefolge des Gesandten, sprachen wir von Politik, über unsere Regierungen. Er ist ein Mann von tiefen Gedanken, er war meiner Meinung stets.

Friederike blieb nachdenkend: nach einer Minute frägt sie wieder: Sie waren erst zum zweiten Male bei Herrn Sordeville?

— Ja, zum zweiten Male. Ich traf den Herrn im Hause der Frau von Granvalle, wo ich das Vergnügen hatte zu treffen auch Sie.

— Und Sie kennen Herrn Sordeville nicht von früher?

— Nein, aber es macht sich Bekanntschaft sehr leicht mit ihm. Er war sehr artig. Seine Frau sagte mir, sie wäre befreundet mit Ihnen sehr genau.

— Ja, Armantine war mit mir in derselben Erziehungs-Anstalt; wir waren Freundinnen. Ich verließ die Anstalt aber viel früher; ich wollte nichts lernen als Fechten und Reiten, gerade was man dort nicht lehrte. Ich wäre am liebsten auf die polytechnische Schule gegangen, dann nach St. Cyr; wäre gern Offizier geworden. Ich führte meinen Verwandten das Beispiel von d' Eon an, die das Talent besaß, lange Zeit das Leben eines Mannes zu führen. Aber man wollte davon nichts hören! So durchkreuzt man stets den Beruf der Kinder! Ich fand Armantine verheirathet wieder und wir erneuerten unsre Bekanntschaft. Sie ist liebenswürdig, munter, etwas launenhaft, sehr gefallsüchtig, im Grunde aber gut. Was ihren Mann betrifft, so finde ich, daß er sich zu wenig mit seiner Frau beschäftigt; er läßt ihr sehr viel Freiheit; obgleich ich nicht sagen will, daß sie dieselbe mißbraucht, indessen . . . Nun, wenn der Mann sich so wenig um

eine Frau kümmert, dann ist es seine Schuld, wenn ein Unglück sich ereignet.

— Was treibt Herr Sordeville denn eigentlich? frage ich Friederike.

Sie zögert ziemlich lange, ohne mir zu antworten, dann erwiedert sie: Ich glaubte Sie kennen ihn?

— Ich traf ihn nur zwei oder dreimal in Gesellschaften. Er redete mich an. Es fehlt ihm nicht an Geist, er spricht gut und besitzt dabei das größere Talent sprechen zu lassen. Man findet das selten, desto häufiger aber Leute, die nicht begreifen, daß man noch anderes zu thun haben kann, als ihnen zuzuhören. Also ich plauderte einigemal mit Herrn Sordeville, erlaubte mir jedoch nicht nach seinen Beschäftigungen zu fragen. Wenn er reich ist, steht es ihm frei, nichts zu thun.

Während ich sprach, war Friederike ganz in sich versunken, ohne auf mich zu hören, oder überhaupt uns Beide zu beachten. Ich schwieg; der verliebte Preuße fuhr fort seinen Herzensgram im Champagner zu ertränken. Endlich presse ich sanft den Arm meiner Nachbarin und sage halbleise zu ihr: Sie sind nicht mehr bei uns, wünschen Sie, daß wir uns zurückziehen? es ist spät.

Friederike erhebt den Kopf, fährt mit

der Hand über die Stirn und ruft ihre liebenswürdige Miene wieder annehmend: Oh! Sie haben Recht! schelten Sie mich aus, mein Freund, ich träume manchmal, ich laß mich von Ideen hinreißen, die keinen gesunden Sinn haben! ich fühle mich schuldig, denn ich sollte bei Ihnen solchen Gedanken nicht nachhängen, Sie sollen aber noch nicht gehen; wir sind so gemüthlich zusammen, oder haben Sie Lust zu schlafen?

— Oh! nein Madame!

— Noch immer Madame! Sie machen mich ungeduldig. Wenn Sie so fortfahren, höre ich auf Ihr Kamerad zu sein.

— Ach sagen Sie das nicht — Friederike.

— Er hat mich Friederike genannt! endlich! ach! was hatte man doch für Mühe ihn dahin zu bringen! nun, jetzt bin ich zufrieden!

Sie erhebt sich, fängt an um den Tisch zu walzen, bleibt dann vor dem Spiegel stehen, der über dem Kamin hängt, ändert ihren Haarputz von Neuem, indem sie ein rothseidnes Tuch nach Art der Creolinnen um den Kopf windet, nimmt dann den Baron bei den Schultern und ruft lebhaft: Nun, meine Freund Brunzbrack, Sie sagen

uns ja gar nichts mehr? schlafen Sie etwa zufällig schon?

Der Baron erhebt den Kopf, reibt sich die Augen, bemüht sich dieselben recht weit zu öffnen und schreit: Ah, ich schlafen! wenn ich bin bei einer so hübschen Frau! Der Tabak hat mir etwas verdreht den Kopf. Aber mein Gott, ich habe ja noch gar nicht gesehen Ihren Kopfputz, der Ihnen steht so schön!

— Herr von Brunzbrack hat Recht, sage ich, während ich Friederike betrachte, die durch das rothe Tuch ein ganz schelmisches Aussehen bekommen hat. Wissen Sie, meine Freundin, daß Sie nicht großmüthig sind, sich ein immer verführerisches Aussehen zu geben! Wollen Sie den armen Baron vor Liebe sterben lassen?

— Ha! ha! ha! ich fürchte es nicht, das ist ein Kopfputz für die Nacht! Aber Sie sollen noch nicht schlafen, Baron. Geschwind singen wir, sein wir lustig trinken wir! oh! wie heiter bin ich diesen Abend.

Sie füllt die Gläser und wirft sich mit schallendem Gelächter in ihren Sessel, weil der Baron sie so zärtlich anblickt, daß man von seinen Augen gar nichts mehr sieht. Nach einer kleinen Weile steht sie wieder

auf, wirft das rothe Tuch auf den Tisch, läuft von Neuem zum Spiegel, zieht einen kleinen Kamm aus ihrem Schlafrock und hat in einem Augenblick ihren ganzen Kopfputz verändert. Dieses Mal pflückt sie eine schöne weiße Rose und steckt sie in die Haare, deren Locken sie lang herabfallen läßt, so daß man sie nicht ohne Entzücken ansehen kann. — Welche Frau!

Welches pikante Zusammentreffen von den verschiedenen Eigenschaften! Abwechselnd lustig, scherzhaft bis zur Thorheit, plötzlich wieder ernst, fast melancholisch, selbst streng; ungebunden in ihrer Handlungsweise, zurückhaltend in ihren Aeußerungen, mit dem Benehmen eines Mannes, unvermuthet zu der Grazie und Artigkeit einer Frau zurückkehrend, weiß man kein Urtheil über sie abzugeben; ich bin fest überzeugt, sie legt sich nie Zwang auf und sagte stets ihre wahre Meinung.

Friederike hat wieder am Tische Platz genommen, sie blickt mir gerade ins Gesicht und sagt: Nun, Kamerad, was halten Sie von diesem Kopfputz? aber vor allem bitte ich Sie überzeugt zu sein, daß hinter allen diesem nicht die geringste Gefallsucht steckt; es zerstreut mich blos, ich hätte Schauspie-

lerin werden sollen, um oft die Rollen wechseln zu können; ich bin oft so kindisch als wäre ich noch zwölf Jahre alt. Aber ich wiederhole es nochmals, das Alles geschieht nur zu meiner Zerstreuung.

— Wenn Sie gefallsüchtig wären, haben Sie nicht das Recht dazu?

— Ich weiß es wohl, eben deshalb mache ich davon keinen Gebrauch. Indessen vielleicht bin ich es, ohne es zu vermuthen. Man behauptet, daß man sich selbst nicht kennt. Wollen Sie mir nicht sagen wie ich Ihnen gefalle, Baron? — Er ist eingeschlafen, sagt Friederike, ihr Lachen unterdrückend. Für einen Deutschen versteht er nicht zu trinken, oder vielmehr er trinkt zu viel. Da lasse ich mir Sie noch gelten, erheitern soll man sich, aber sich betrinken und einschlafen ist dumm. Ich kann Champagner trinken, soviel ich will; er macht mich blos schwatzhaft, aufgeweckt, schwellt mir das Herz, nicht wahr, mein Freund, nicht wahr? Ach mich will ein sonderbarer Einfall nicht verlassen, wenn ich ihm nicht nachgebe, ersticke ich daran!

— Was ist's denn, schnell reden Sie!

— Nun, ich habe Lust Dich zu duzen, willst Du?

Soll ich den Eindruck dieses willst Du beschreiben? unmöglich! er geht mir durch Mark und Bein, ich fühle mich ergriffen, verwirrt; kann man sich von einer Frau jung und allerliebst duzen lassen? Was hilft es mir, daß ich mir vorhalte, wie dies bei Friederike nicht zu Schlußfolgen verleiten kann, daß es nur eine Art Originalität ist; ich bin bewegt und kann nicht antworten. Sie überhebt mich der Mühe indem sie fortfährt: Abgemacht, wir duzen uns. Ich werde Dein Vertrauter sein, Du der meinige. Wie gute Freunde werden wir einander nichts verbergen. Angestoßen, Du heißt Karl, glaube ich, also Karl, das ist weniger förmlich als Rochebrun. Nun? stoß doch an! willst Du denn zu mir nicht Du sagen.

— O wie gern! wie köstlich! ich werde zu Ihnen — zu Dir — ich werde Sie mit Du anreden.

— Man sollte wirklich glauben, daß es ihm schwer fällt, und doch scheint es mir dagegen, als ob Du mein Bruder wärst, und wir uns zeitlebens geduzt hätten.

Ich fühle mich nicht befriedigt, daß sie mich wie ihren Bruder betrachtet. Ach, was sind wir Männer doch eingebildet! ich hatte schon gemeint, Friederiken den Kopf etwas

verwirrt zu haben. Diese Worte zerstörten meine Einbildung. Ich bin schweigsam geworden, komm aber bald wieder zu mir selbst, schüttle ihr die Hand und sage: Nun theure Freundin vorwärts mit den Fragen und Mittheilungen, sage mir einmal weshalb sich Deine Stirn auf Augenblicke verfinsterte und eine Wolke von Traurigkeit über dieselbe zog als von Herrn Sordeville die Rede war. Macht er seine Frau nicht glücklich?

Friederikens Miene wird wieder ernst, selbst düster, ihre Augen neigen sich zur Erde, sie schweigt lange, dann antwortet sie: Du hast Deine erste Frage schlecht gewählt, ich kann sie nicht beantworten, lieber Karl. Es giebt Dinge, die man nicht im Grunde seiner Seele einschließen muß, die man nicht mittheilen kann, selbst einem Freunde nicht . . . aber ich habe Unrecht, mich von Ideen fortreißen zu lassen . . . nein, es ist unmöglich! es kann nicht sein, ich wiederhole es Dir, ich hätte diese Gedanken nicht haben dürfen, die auf einen Augenblick meine Munterkeit verjagten. Wir wollen nicht wieder davon reden.

— Ich finde blos, daß Du ein Geheimniß hast, Friederike, welches Du mir nicht mittheilen willst, das steht Dir frei!

— Jetzt kommt die Reihe an mich zu fragen, mein Herr, man hat mir gesagt — Jemand mit dem ich über Dich sprach nach jener Hochzeit, denn ich habe seitdem etwas Erkundigungen über Dich eingezogen, sonst glaube mir, lieber Freund, würde ich Dich nicht so schnell zu einem Abendbrot bei mir eingeladen haben. Aber eine Dame der ich Vertrauen schenke und die Du ehemals sehr geliebt hast ... das darf Dich nicht überraschen, denn Du hast so oft geliebt! Hast Du das wohl einmal gezählt?

— Ende doch, was sagte die Dame?

— Sie sagte mir viel Gutes von Dir; Ihr liebt Euch nicht mehr, aber Ihr seid gute Freunde geblieben. Das ist selten.

— Sie heißt?

— Der Name thut nichts zur Sache. Mit dieser Dame brachte ich das Gespräch auf Dich und freute mich Näheres über Dich zu hören. Du hattest mir auf den ersten Blick gefallen, ich hatte es gleich errathen, daß wir eines Tages gute Freunde sein würden, gute Freunde, hörst Du? denn das ist mehr werth, als Liebhaber und Geliebte — es dauert länger.

— Sie wissen ja aber, daß ich mit

jener Dame gut Freund geblieben bin, obgleich sie meine Geliebte war.

— Das ist eine Ausnahme. Warum sagtest Du: Sie?

— Verzeihung, ich habe mich noch nicht ganz daran gewöhnt. Also Du sagtest?

— Ich schweife oft ab, nicht wahr? aber ich sage so gern was mir in den Kopf kommt, es ist so süß, sich gehen lassen zu können, man muß mit seinen Freunden nachsichtig sein, auch erwartet Dich ja keine Frau, nicht wahr!

Bei diesen Worten hat sie mich mit ihren Armen umschlungen und stützt sich auf meine Schultern. Ihr Kopf befindet sich dicht an meinem Gesicht und während sie so kosend spricht, erhebt sie die Augen und heftet sie auf mich, unsre Blicke versinken in einander, wir sind so dicht zusammen, der Hauch ihres Athems brennt mein Gesicht. Wie kalt, wie gleichgültig ist diese Frau, mich wie ihren wirklichen Bruder zu behandeln! Und doch sind wir beide durch den Champagner angeregt, aber wie verschieden ist seine Wirkung! Friederike sieht in mir nur einen Freund, ich sehe in ihr unablässig nur eine hübsche Frau. Ich denke wirklich nicht daran, ihr den Hof zu machen, aber

sie wird mit allem, was sie thut, von Augenblick zu Augenblick verführerischer; es scheint mir als setze sie meine Freundschaft dadurch, daß sie meine Brust zu ihrem Kopfkissen nimmt auf eine zu harte Probe.

— Um wieder auf jene Dame, Deine alte Freundin, zurückzukommen, sie sagte, Du hättest Dich vor einiger Zeit verheirathen sollen, diese Verbindung sei plötzlich abgebrochen worden, ohne daß sie die Ursache erfahren konnte, Du hast es ihr niemals sagen wollen; sie glaubt selbst das dies der Anfang Eures Bruches war.

— Es ist unmöglich.

— Aber was man nicht immer einer Geliebten sagt, kann man recht gut einem Freunde vertrauen. Was hinderte also Deine Heirath, erzähle es mir

Friederike hat hiermit plötzlich meine Munterkeit verscheucht eine peinliche Erinneruug hat mich ergriffen, ich seufze und schweige.

— Nun? Du antwortest nicht? ruft Friederike noch langer Pause.

— Ja, sieh meine liebenwürdige Freundin, es thut mir Leid, aber — Du hast Deine erste Frage schlecht gewählt.

— Ha! ha! ha! köstlich!

— Was erregt Dein Lachen?

— Daß wir uns so eben geschworen haben, uns gegenseitig Alles zu vertrauen und bei der ersten Frage können oder wollen wir nicht antworten! Siehst Du mein Freund, so geht's immer. Verpflichten wir uns lieber zu gar nichts mehr! Indessen, mein Kleiner, will ich Dir doch etwas vertrauen — aber der Baron schläft doch noch? ich würde ihn nur ungern wach sehen! Also Du findest ohne Zweifel meine Art zu leben, sehr sonderbar, mißbilligst sie vielleicht?

— Ich? wie so?

— Laß mich ausreden. Ich weiß sehr wohl, daß ich Anstoß gebe, die Vorurtheile nicht beachte! und daß man viele Glossen darüber macht, aber ich verlache Sie. Höre!

Die vertraulichen Mittheilungen.

Ich war noch nicht einundzwanzig Jahr alt, als man mich verheirathete; aber ich hatte schon geliebt oder glaubte es wenigstens. Ich war lebhaft, glühend; ich bin aus einem Lande, wo die Frauen nicht gelernt haben, zu verbergen was sie empfinden

und selbst ein Gelübde ihnen manchmal kein Hinderniß ist. Mit 18 Jahren war ich für einen jungen Mann sehr eingenommen, es war ein allerliebster Junge. Mit 18 Jahren hält man viel auf das Aeußere, natürlich, man schätzt zunächst das, was man sieht. Mein Jüngling mit rosigem Gesicht, blonden Locken, blauen Augen, zart und sanft war zwei Jahre älter als ich, sah aber aus wie sechzehnjährig. Linkisch und scheu, wußte er mir nichts zu sagen, er begnügte sich mich anzusehen; aber da seine Augen schön waren, so fühlte ich mich glücklich, wenn Sie unablässig auf mir ruhten. Ich bemühte mich, ihm Gelegenheit zu verschaffen mit mir allein zu sein; ich hoffte, er würde endlich die Sprache bekommen, aber Gabriel, so hieß er, verstand nicht die Gelegenheit zu ergreifen. Gab ich meiner Freundin zu verstehen — und das ist unter Mädchen so leicht — sie möge mich verlassen, dann nahm Gabriel seinen Hut, weil er glaubte, sich mit ihr entfernen zu müssen! Du kannst Dir denken, ob mich das unwillig machte!

Eines Tages aber hielt ich ihn fest und er war genöthigt zu bleiben, was aber nicht geschah, ohne daß er bis ins Innerste errö-

thete, als ich zu ihm sagte: Bleiben Sie doch noch etwas, mein Herr, Sie werden sich doch nicht fürchten, allein mit mir zu sein.

Gabriel schlug die Augen nieder und drehte seine Reitgerte in den Händen. Ich lud ihn ein, sich neben mich aufs Sopha zu setzen; er folgte, hielt sich aber so weit wie möglich von mir ab, mit gleicher Haltung wie vorher. Ungeduldig über seine Schweigsamkeit rief ich endlich: Haben Sie mir denn gar nichts zu sagen? dann blicken Sie mich wenigstens an, wie früher. Heben Sie die Augen auf und gestehen Sie mir den Grund Ihrer Gedanken; und kommen Sie etwas näher, man könnte ja glauben, ich flößte Ihnen Furcht ein, oder wäre böse auf Sie.

Gabriel wagte es endlich, mich anzublicken und, roth wie eine Kirsche, sich mir etwas zu nähern.

— Nun, mein Herr, Sie wagen noch immer nicht, mir zu sagen, weshalb Sie bei mir seufzen? Wenn man sich nicht ausspricht, erlangt man nichts; ich glaube übrigens, das Geheimniß Ihres Herzens errathen zu haben? Sie — sie lieben mich, nicht wahr?

— Ich weiß nicht, stotterte Gabriel.

— Wie, Sie wissen es nicht? finden Sie mich denn nicht hübsch?

— Oh! doch! mein Fräulein.

— Erscheine ich Ihnen nicht liebenswürdig?

— Oh, doch! mein Fräulein.

— Empfinden Sie nicht ein großes Vergnügen bei mir zu sein?

— Doch! — mein Fräulein.

— Sie lieben mich also?

— Ach ja!

— Aber so spielen Sie doch nicht mit Ihrer Gerte und hören Sie besser auf mich! Wenn Sie mich lieben, Herr Gabriel, so müssen Sie auch den Wunsch hegen mich zu heirathen; möchten Sie es wohl?

— Ei, gewiß, wenn Sie es für möglich halten.

— Warum nicht? Sind die jungen Männer denn nicht dafür auf der Welt?

— Ich weiß nicht, mein Fräulein.

— Wie! Sie wissen das nicht?! Aber was haben Sie denn auf der Schule gelernt?

— Latein, Griechisch, Mathematik, Geographie.

— Und nichts über Mädchen, Liebe, Heirath?

— Nichts von alle dem!

— Nun schicke Jemand noch junge Leute auf die Schule! Lohnt es sich wohl der Mühe?! Man macht ja dort nur Narren oder Gelehrte! Also Herr Gabriel, Sie lieben mich, Sie haben Lust mich zu heirathen, ich werde sehr gern Ihre Frau sein, Sie müssen also zu meinem Vater gehen und ihn um meine Hand bitten.

— Ich soll also zu Ihren Herrn Papa —

— Mein Papa! Papa! Mein Gott, Herr Gabriel, können Sie denn nicht sagen mein Vater!? Sie reden ja wie ein Knabe von sechs Jahren! Und wenn Sie es nicht wagen wollen, mit meinem Vater zu sprechen, so wird ein Andrer kühner sein, und ich werde dann einem Andren gegeben und kann nicht Ihre Frau werden!

Gabriel kämpfte mit sich, dann rief er: Ja, mein Fräulein, ich werde zu Ihrem Pap — Vater gehen!

— Endlich! und kommen Sie gleich wieder?

— Gleich?

— Ei, versteht sich, glauben Sie, ich wollte die Antwort nicht wissen?

Gabriel ging; ich war unruhig, ungeduldig; ich bildete mir ein, diesen Jüngling innig zu lieben. Das geringste Gefühl, die leiseste Laune nimmt bei einem jungen Mädchen die Form der Leidenschaft an. Herrliche Phantasie, die so wenig Dauer hat; denn, Dank Ihnen, meine Herren, Sie führen uns rasch in die Wirklichkeit zurück! —

Gabriel blieb nicht lange. Roth und mit aufgeregten Augen, aber nicht vor Freude, kam er wieder. Mein Vater, ein alter Seemann, war nicht immer liebenswürdig und seine Sprache glich oft seinem Benehmen.

— Nun, mein Herr, haben Sie mit meinem Vater gesprochen? fragte ich.

— Ja, mein Fräulein.

— Und um meine Hand gebeten?

— Ja, mein Fräulein.

— Und die Antwort?

Gabriel schwieg und spielte mit der Reitgerte.

— Ach, mein Herr, wenn Sie Ihre Gerte nicht in Ruh lassen, so werfe ich dieselbe zum Fenster hinaus. Was antwortete mein Vater?

— Mein Fräulein, Ihr Herr Vater ist nicht sehr liebenswürdig — er hörte mir spöttisch zu, nahm meine Hand, führte mich zur Thür und rief: wischen Sie sich erst die Nase und kommen Sie dann in zehn Jahren wieder.

— Was! wäre es möglich? mein Vater hätte das gesagt!?

— Ja, mein Fräulein.

Ich war wie versteinert. Diese Antwort schien mir so beleidigend, so erniedrigend für Gabriel, daß ich, ihn scharf ansehend, rief: Und Sie haben das so aufgenommen?

— Was konnte ich thun? Ihrem Papa drohen?

— Ah! ohne Zweifel! Nun, Herr Gabriel, da sie wie ein Knabe behandelt wurden, zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind und entführen Sie mich!

— Sie entführen? rief er bestürzt; ich aber, die Wichtigkeit einer solchen Handlung gänzlich übersehend, erwiederte: Mein Gott, Herr Gabriel, was ist denn dabei? es ist ja ganz leicht. Sie entführen mich, das heißt ich verschwinde diesen Abend nach dem Essen, man wird nichts vermuthen. Sie erwarten mich an der Ecke in den Mantel

gehüllt, verstehen Sie? Sie müssen einen Mantel haben und einen großen Hut mit breiter Krämpe, der tief über die Augen geht; ich nehme ebenfalls einen Mantel und einen Schleier vor! Herrlich! Und Sie führen mich dann wohin Sie wollen, schreiben meinem Vater, daß ich bei Ihnen bin und er muß dann in unsre Heirath willigen.

— Mein Fräulein, in diesem Falle will ich es thun.

— Also bis auf den Abend!

— Bis auf den Abend!

— Um 8 Uhr, hören Sie?

— Ich werde da sein.

— In einem Mantel.

— Ja wohl, aber einen Hut mit breiter Krämpe habe ich nicht.

— Kaufen Sie einen.

— Ach, richtig!

— Und sorgen Sie für einen Ort!

— Es wird geschehen.

— Bis auf den Abend!

Ich kann Dir nicht sagen, lieber Karl, was für Ideen mir durch den Kopf gingen! Ich war einen Augenblick zufrieden, dann ärgerlich, daß ich nicht durch ein Fenster mittelst Strickleiter entführt werden sollte. Ich hatte zu viel Romane gelesen, noch

dazu solche, die keine Zeile Wahrheit enthalten, sie hatten mir den Kopf ganz eingenommen.

Ich war also sehr aufgeregt. Ach! hätte ich meine Mutter noch gehabt! wahrscheinlich würdest Du heute nicht hier sein! —

Zur bestimmten Stunde schlich ich mich also aus dem Hause, in Mantel und Schleier gehüllt, und ein Packet unterm Arm, mit einem Ballkleide, Armbändern, einer Tüte Bonbons, einer Zahnbürste, drei Paar Handschuhen, zwei Tafeln Chokolade, einem Fächer und einem Schuhanzieher.

Gabriel erwartete mich schon. Der arme Junge zitterte noch mehr als ich. Er kam auf mich zu und stotterte einige Worte, ich aber hörte nicht darauf, nahm seinen Arm und fragte, wo der Postwagen stehe, wir müßten eilen, denn man könnte uns verfolgen.

— Der Postwagen? rief er, Sie hatten mir davon ja nichts gesagt.

— Ich glaubte, das verstände sich von selbst! Wo führen Sie mich nun hin?

— Oh! sein Sie ruhig, ich habe eine Wohnung gesucht, kommen Sie.

Ich schmeichelte mir, nach einem alten

Schlosse gebracht zu werden, oder nach einer elenden Dorfschenke voll Diebe. Statt dessen führt er mich in ein hübsches, gut erhelltes Zimmer, in dem aber nichts darauf hindeutet, daß man die Nacht darin zubringen solle. Ich sagte nichts, aber es schien mir sonderbar. Sobald wir allein waren und Gabriel Mantel und Hut abgelegt hatte, begann er wieder mit seiner Reitgerte zu spielen und fragte mich: Fräulein Friederike, essen Sie gern Enten mit Olyven?

Du kannst Dir denken, was diese Frage in diesem Augenblick für einen Eindruck auf mich machte! Mein Geliebter hätte mir jetzt doch wenigstens zu Füßen stürzen und mit den heiligsten Schwüren mir seine ewige Liebe versichern müssen! Ich entgegne ihm also mit höchstem Unwillen: Haben Sie mich etwa deshalb entführt, damit ich Enten mit Olyven essen soll?

— Nein, mein Fräulein, aber wir müssen doch Abendbrot essen; man geht ja nur deßhalb in ein Gasthaus und was sollen wir denn in der Zeit machen, bis man uns holen kommt?

— Wer soll uns holen kommen?

— Nun, Ihr Papa.

— Mein Vater soll mich hier suchen?

und wer sollte es ihm denn gesagt haben, daß ich hier bin?

— Ei, ich.

— Sie?

— Aber Sie haben es mir ja befohlen, damit wir uns heirathen können.

— O! ist es möglich, so einfältig zu sein! Sie hätten doch erst einige Zeit warten müssen, ehe Sie meinen Verwandten schrieben! Nein, Sie sind doch zu unerlaubt dumm, mein Herr!

Gabriel wußte nichts zu antworten; der Unwille erstickte mich fast und in diesem Augenblicke hörte ich auch schon die Stimme meines Vaters, welcher mit einem seiner Freunde kam, zu dem er sagte: Es ist eine Kinderei, die mir jedoch sehr mißfällt.

Ich gerieth nun vollends in Wuth bei dem Gedanken, mit meinem Packet noch unterm Arm und bei diesem Gimpel von meinem Vater gefunden zu werden; ich mußte mich dafür rächen, ich entriß also meinem Geliebten die Reitgerte, versetzte ihm damit rasch ein paar Hiebe über die Schultern, riß das Fenster auf und sprang hinaus. Da es nur ein hohes Parterre war, kam ich ohne mir Schaden zuzufügen glücklich unten in der Straße an, lief nun nach

Hause, schlich heimlich auf mein Zimmer und legte mich rasch zu Bett, so daß mein Vater, als er wieder nach Hause kam, glanbte, der Brief sei nur eine Lüge gewesen, und gegen mich schwieg. Gabriel sah ich natürlich nie wieder.

Das also, mein Freund, ist die Geschichte meiner ersten Liebe, wenn man die Aufregung eines jungen Mädchens so nennen kann, die das schmachtende Anblicken eines blonden Jünglings für Liebe nimmt.

Einige Monate darauf machte mir ein anderer junger Mann den Hof, doch der verstand zu sprechen, oh, der war nicht blöde und nicht verlegen, seine zärtlichen Gefühle zu schildern, ja er ging zu weit, denn er verdrehte mir den Kopf mit Phrasen, die heut für mich keinen Sinn mehr haben. Nachdem er sich erklärt hatte, forderte er meine Hand; mein Vater verweigerte sie mit aller Bestimmtheit, denn mein Freier besaß nicht einen Heller und war, wie ich jetzt weiß, ein sehr liederlicher Mensch. Mein Vater aber schien mir damals ein Tyrann; als Anatole mir also vorschlug, er wolle mich entführen um mich zu heirathen, schien mir dieser Vorschlag ganz natürlich. — Und doch zögerte ich, denn die

Begebenheit mit Gabriel hatte mich abgekühlt; da zog Anatole einen Dolch aus dem Busen und schwor, er wolle sich vor mir tödten, wenn ich nicht einwillige. Ein Mann, der sich für uns tödten will, dem widersteht man nicht. Ich willigte ein.

Diesmal hatte ich das Vergnügen, in einem Wagen entführt zu werden, nach einem Dorfe etwa drei Stunden von der Stadt. Anatole ließ vor einem Wirthshause halten, wo wir übernachten sollten. Oh! diesmal lief ich große Gefahr.

In der Wirthsstube trafen wir zwei Damen, die von Bordeaux zurück kamen; es schien mir als bemerkte ich ein gewisses Lächeln und Zeichen von Einverständniß zwischen ihnen und Anatole. Mein Mißtrauen erwachte; ich sagte nichts. Ich lehnte das Abendbrot ab und ging nach meiner Stube, die man unterdessen bereit gemacht hatte, sagte aber Anatole, er möge sich dadurch nicht Zwang auflegen und ohne mich zu Abend essen. Er nahm es an, was mir nicht sehr artig schien. Es giebt Lagen, in denen ein Mann nicht an solche Bedürfnisse denken sollte, und ich glaubte, daß wir uns in einer solchen Lage befänden.

Nach Verlauf einer Viertelstunde öff-

nete ich meine Thür, schlich die Treppe hinab und kam in einen Gang, auf den mehrere Thüren gingen. Ich hörte lachen und erkannte die Stimme von Anatole. Er erzählte den beiden Frauenzimmern von seiner tollen Kleinen, der er mit leichter Mühe den Kopf verdreht hätte. Man lachte und spottete auf meine Kosten, man scherzte mit einander und küßte sich und freute sich laut darauf, mit meinem Vermögen schwelgen zu können. Ich wüthete innerlich und war im Begriff in die Stube zu stürmen und die ganze saubere Gesellschaft mit kräftigen Ohrfeigen abzufinden. Indessen ich bezwang mich, denn ein solcher Auftritt in einer Dorfschenke würde mich zu sehr blos gestellt haben; ich zog es vor zu verschwinden und Herrn Anatole ungestört bei seiner Gesellschaft zu lassen.

Meinen Vorsatz sogleich auszuführen wurde mir nicht schwer. Bald befand ich mich auf dem Wege. Glücklicherweise traf ich den Postwagen von Bordeaux an, und nach einigen Stunden war ich abermals zu Hause, ohne daß mein Vater von meiner Flucht eine Ahndung gehabt hatte; aber ich schwor mir nun, daß man mich nicht mehr entführen sollte!

Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Anatole, worin er mit tausend Schwüren seiner Liebe wegen meines Benehmens Aufklärung verlangte und dann um eine Zusammenkunft bat. Den andern Tag kam ein neuer Brief, in dem er den Ort der Zusammenkunft selbst vorschlug. Diesen Brief übergab ich meinen Vater; er umarmte und küßte mich vor Freude über mein Vertrauen und meine vernünftige Handlungsweise und versprach mir, dem Unverschämten die verdiente Züchtigung zukommen zu lassen, was denn auch nicht unterblieben ist. — — Das also war der Verlauf meiner beiden ersten Jugendleidenschaften, und glaube mir, mein Freund, ich wurde von den Roman-Ideen, wie man ihnen in den Erziehungsanstalten nachhängt, geheilt. Nach einiger Zeit schlug mein Vater mir Herrn Dauberny zum Gemahl vor; ich kannte ihn nicht, aber ich nahm die Parthie an. Da ich überhaupt nicht mehr lieben wollte, so machte mir diese Angelegenheit wenig Sorge. Da Du meinen Mann nicht kennst so will ich Dir sein Bild zeichnen.

Herr Dauberny ist jetzt 40 Jahr alt, war also 36 als er mich heirathete, das ist

jung, besonders wenn man hübsch ist. Mein Mann ist sogar schön, er hat regelmäßige Züge und die Ruhe derselben kann man im ersten Augenblick für Würde nehmen. Er war damals noch nicht so beleibt wie jetzt. In der ersten Zeit mißfiel er mir nicht, nur gab er sich nicht genug Mühe mir zu gefallen. Ich war neunzehn Jahr, nicht übel und es lohnte sich wohl der Mühe, mir etwas den Hof zu machen; statt dessen lief mein Mann — wohin? das wollte ich eines Tags wissen. Ich zog mich als Mann an, was ich früher zu meinem Vergnügen oft gethan hatte, und spürte Herrn Dauberny nach. Er nahm eine Droschke, ich auch; erstaunt sehe ich ihn den Weg nach dem Faubourg du Temple nehmen, zur Barriere hinaus fahren und vor der Courtine halten, statt bei irgend einer Lorette oder Grisette, wie ich geargwöhnt hatte. Ich zögerte einen Augenblick zu folgen, eine Art Schauder befiel mich in dieser mir durchaus fremden Welt, wo ich gleichzeitig rund um mich lachen, schreien, fluchen, singen, brüllen hörte. Doch Du weißt, ich lasse mich durch Schwierigkeiten nicht so leicht abhalten. Ich folge der Menge und suche meinen Mann. Der Strom ging eine

Treppe hinauf. Einige Blousenmänner hatten mich in meinem unscheinbaren Anzuge dennoch bemerkt, denn der Eine von ihnen rief: Ei! sieh doch! was ist das?

— Na, irgend ein Kammerdienerchen!

— In Handschuhen! er kommt gewiß von einer Hochzeit!

Ich zog schnell meine Handschuh aus und setzte meinen Hut mehr auf das eine Ohr, um kühner auszusehen.

Ich befand mich nun in einem ungeheuern Saale mit einem Orchester; in der Mitte war durch eine ziemliche Einfassung ein Raum zum Tanzen offen gehalten. Um diesem Platz standen Tische, ohne Tischtuch und um dieselben hölzerne Bänke. Fast alle Tische waren besetzt, Männer und Frauen saßen daran und aßen und tranken. Niemand legte sich hier Zwang auf, Alle sprachen mit lauter Stimme, stritten mit einander, sangen und lachten. Was dieses bachantische Schauspiel, da ich es zum erstenmale erlebte, für einen Eindruck auf mich machte, ist unbeschreiblich.

Die Hitze war erstickend, der Dunst der Speisen und der Staub vom Tanzen unerträglich. Ich konnte die Augen fast nicht offen erhalten, ich schwankte wie ein

Trunkener und mußte mich auf einen Tisch stützen. Ein Kellner brachte mehrere Gläser Liquer für verschiedene Frauenzimmer; ich ließ mir eines der Gläser geben und trank es rasch aus, wobei die Eine rief: Der Junge säuft gut! die Andre: Er hat meine Achtung! einer Dritten gefiel ich so gut, daß sie mich für den nächsten Walzer haben wollte ich dankte und eilte davon, da man zu große Freundschaft für mich entwickelte.

Mitten in diesem Gewühl erblickte ich endlich meinen Mann. Herr Dauberny setzte sich in einem sehr mangelhaft beleuchteten Nebenzimmer so eben an einen Tisch, an dem sich schon zwei Frauenzimmer befanden, die man an ihrem Anzuge sogleich für Fischweiber erkannte, da sie nicht sonntäglich aufgeputzt waren.

Der Liqueur hatte mich neu belebt, ich drängte mich näher und nahm am Nachbartische auf der Bank hinter Dauberny Platz und konnte das Gespräch meiner Nachbaren um so deutlicher vernehmen, da die Frauenzimmer bei meinem Manne Stimmen hatten, welche die große Trommel nicht zu scheuen brauchen. Die Eine von den Beiden war häßlich, während die Andere ziemlich hübsche Züge besaß; aber welch frecher Blick, welche

Sprache und welches Benehmen! Ich bin nie zimperlich gewesen, aber ich erröthete bei den Reden dieser Wesen. Aber gerade dies schien nach dem Geschmacke meines Mannes, und er drängte sich an Mariotte, wie er sie nannte, immer dichter an. Sie nannte meinen Mann Bouqueton. Man kannte sich also schon. Nun machte sie ihm Vorwürfe, daß er nicht vorgestern gekommen sei, wie er ihr versprochen hatte. Dauberny entschuldigte sich und ließ Wein kommen. Dieser stimmte sie zärtlich und ich hörte wie sie sich küßten. Glaube mir Karl, es verletzte mich nicht im Mindesten, ich verachtete Dauberny zu sehr, seit ich ihn von dieser Seite kannte. Die Küsse häuften sich. Plötzlich sprang Mariotte auf und rief: Es scheint mir, die besondern Kabinette sind nicht für Wachsfiguren bestimmt! und zog Dauberny mit sich.

Dieses Mal spürte ich keine Lust, meinem Manne zu folgen, ich hatte schon genug gehört und gesehen. Ich verließ einen Ort, wo das Vergnügen so geräuschvoll und die Lüste so unverschämt auftraten. Ich blieb einige Tage in meinem Zimmer; der Tritt meines Mannes verwirrte meine Sinne, einen so tiefen Widerwillen hatte ich gegen denselben gefaßt; ich ließ ihn nicht vor mich, un-

ter dem Vorwande, ich sei krank und bedürfe der Ruhe. Dann aber wollte ich noch eine neue Probe haben, bevor ich einen festen Entschluß in meiner Lage faßte, obgleich viele Frauen schon durch den einen Vorfall sich von ihrem Schwure für entbunden gehalten haben würden.

Diesmal zog ich eine Blouse an, setzte eine Mütze auf, ließ die Handschuhe zu Hause und trug Sorge, mir selbst die Hände vorher etwas zn schwärzen. Aber diesmal ging es zu Fuß nach der Cité in eine enge schmuzige Gasse mit elenden Häusern. Seitdem kenne ich die Straße St. Eloi nicht blos aus den Geheimnissen von Paris. Dauberny blieb vor einer Kabache stehen, die sich Kaffeehaus nannte. Er sah in die Fenster, was seine Schwierigkeiten hatte, wegen des darauf gelagerten Dunstes und Rauches; es wollte ihm auch nicht gelingen etwas zu erkennen, als von der andern Seite der Straße ein Andrer kam und ihm auf die Schulter schlug. Ich erkannte denselben als einen gewissen Faisandé, der mit Dauberny sehr bekannt war, ein Schutzbeamter der für die geringsten Schwächen von der unnachsichtlichsten Strenge schien und den ich daher für einen Cato hielt.

— Faisandé! rief ich, dieser Heuchler, der Scheinheilige!

— Du kennst ihn?

— Er war mit bei Desieux an dem Tage, wo ich mich auf die Hochzeit von Fräulein Guillardin wagte. Er predigte uns allen Moral.

— Er ists! Höre weiter: Ich hatte mich auf die Steinbank vor dieser Hütte gesetzt, mich abgewendet und hörte Folgendes:

— Ich wartete schon auf Dich Faisandé.

— Warum bist Du nicht hineingegangen?

— Ich bin noch nicht bekannt genug. Ich wußte nicht, ob man mir das geheime Stübchen geben würde.

— Du durftest nur sagen: ich bin der Freund von St. Germain, das ist hier mein Name, und man hätte Dich sogleich eingeführt. Ich bleibe manchmal ein paar Tage hier ohne auszugehen!

— Und was sagt Deine Frau?

— Was kümmert mich das! Ich habe mir nie Zwang aufgelegt. Acht Tage nach meiner Hochzeit schlief ich drei Tage außerhalb. Man muß sich mit seiner Frau so-

gleich auf den richtigen Fuß setzen. Du hättest es auch so machen sollen.

— Ach, die Meinige läßt mich machen was ich will.

— Das lasse ich mir gelten. Nun hinein, gewiß erwarten uns die Frauenzimmer bereits.

— Wie viele haben wir?

— Jeder zwei oder vielmehr jeder vier da so viele da sind, ha! ha!

— Richtig! Aber vergieß nicht mich Bouqueton zu nennen.

— Und Du mich St. Germain! Aber nun rasch hinein!

Einige Augenblicke darauf schlüpfte ich mit andern Burschen von etwa funfzehn Jahren ebenfalls in diese Höhle, ich wollte das Innere doch sehen. War das nicht kühn? Zu Zeiten bin ich es wirklich. Ich befand mich in einem sehr großen aber ganz niedrigen Zimmer, mit einer Athmosphäre von so dichten Rauchwolken, daß es mir anfangs unmöglich war, das Billard in demselben zu erkennen. Allmählig unterschied ich Tische zu allen Seiten. An der Decke hing eine Straßenlaterne mit Doppellampe, diese und eine Küchenlampe am Eingang auf dem Ladentische waren die

einzigen Beleuchtungsmittel dieses „Kaffeehauses", so daß an einigen Stellen völlige Finsterniß herrschte. Man sah viele Männer jeden Alters aber nur wenige Frauenzimmer und von welcher Klasse ist begreiflich. Auch viele Jünglinge deren hohläugigen gelben abgematteten Gesichter schon die Ausschweifung verkündeten. Man hörte hier nicht jenen Lärm wie in der Kourtille, sondern Alles sprach mit leiser Stimme, bis auf einige heftige Flüche von den Spielern zeitweise ausgestoßen.

Mein Herz krampfte sich zusammen. Kaum eingetreten kehrte ich schon wieder um als vier junge, gutgewachsene Mädchen eintraten, angezogen wie jene unglücklichen, in diesem Viertel umherstreifenden Geschöpfe, mit den Spuren aller Laster auf der Stirn. Einige Blusenmänner liefen auf sie zu und riefen: Ah, Leckermäuler! seid Ihr da! das soll Spaß geben diesen Abend!

Aber die vier Geschöpfe beseitigten bald die Männer, welche sie umgaben und riefen mit fast verachtender Miene: Wir sind diesen Abend nicht für Euch! Ist Herr Bouqueton und St. Germain schon da?

— Versteht sich, ruft eine Frau, wel-

che die Wirthin zu sein schien, der Tisch ist schon gedeckt!

— Teufel, es wird also wohl fett hergehen! rief ein Mann.

— Ja, wir werden Geschäfte machen, und wenn ihr artig seid soll auch etwas für Euch abfallen.

Sie liefen nach dem Hintergrunde und verschwanden durch eine kleine Thür. Ich eilte davon, denn die Frau hinter dem Ladentische hatte schon mehrere Männern auf mich aufmerksam gemacht. Ich lief so rasch ich konnte um dem Bereiche dieses abscheulichen Orts so schnell wie möglich zu entkommen, nahm den ersten Miethwagen der mir begegnete und fuhr nach Hause. — Soll ich schildern was in mir vorging, Karl? Ich hatte mich für die Frau eines anständigen Mannes von achtbarem Namen gehalten, der die bessere Gesellschaft besuchen konnte, der eine junge, hübsche, nicht gerade ganz einfältige Frau geheirathet hatte und dieser Mensch suchte die Gesellschaft öffentlicher Mädchen der niedrigsten Klasse mit denen er wahrscheinlich die Nacht zubrachte.

Ich wüthete bei dem Gedanken, daß ich die Frau eines solchen Elenden sei!

Um mich zu beruhigen, dachte ich an

die Frau jenes Faisandé. Ich hatte mich zweimal mit ihr zusammen befunden; sie war eine junge hübsche Frau, die alle Eigenschaften einer guten Mutter und Hausfrau in sich vereinigte; vernünftig, in geregelten Verhältnissen, sparsam, nicht gefallsüchtig und ihren Gatten anbetend!

Die schlechtesten Subjekte scheinen vom Schicksal bestimmt zu sein, solche Engel zu erhalten. Und dieser Mensch hatte sogar noch eine Tochter! Ich hatte wenigstens kein Kind, und in diesem Augenblick dankte ich dem Himmel dafür: Ach wenn man alle Geheimnisse der Ehen wüßte! — Dies soeben Erzählte ist kein Roman, mein Freund, es ist „Geschichte"!

Bald fühlte ich eine gewisse Freude, daß Dauberny mich von meinen Verpflichtungen gegen ihn frei gemacht hatte; denn das Beispiel der Frau Faisandé, welche die Aufführung ihres Mannes kannte und ihm kaum wagte, einen Vorwurf zu machen, während sie ihren Pflichten treu blieb, hatte ich nicht Lust nachzuahmen; so schön es auch ist, so tugendhaft zu sein. Ich bin noch nicht so weit, Böses mit Guten zu vergelten! Nein! nein! ich verzeihe keine Beschimpfung, ich beuge mich nicht den Schlägen, weil man

dadurch erneuten Beleidigungen ausgesetzt ist. Das Recht der Wiedervergeltung ist Naturgesetz und dies ist meine Gerechtigkeit! — Zwei Tage vergingen, ohne daß ich meinen Mann sah. Er war vermuthlich mit seinem saubern Freund in jener Höhle geblieben. Am dritten Morgens endlich kam Dauberny und näherte sich mir, um mich zu küssen. Es schien mir, als wollte mich eine Kröte berühren. Ich sprang lebhaft zurück und auf meinen Zügen prägte sich gewiß der Zustand meiner Seele aus; denn Herr Dauberny blieb ganz bestürzt stehen.

— Mein Herr, rief ich, ihm die Thüre weisend, Sie werden nie wieder diese Schwelle betreten! Sie werden weder versuchen mich zu sehen noch zu sprechen. Von jetzt ab sind wir einander durchaus fremd. Ich werde nie mehr mit Ihnen ausgehen, wir werden auch getrennt speisen. Ich nehme meine völlige Freiheit in Anspruch und werde Alles thun, was mir irgend gefällt! — Alles! verstehen Sie, mein Herr, und Sie werden Sich nicht erlauben, gegen irgend eine meiner Handlungen auch nur das Geringste zu äußern.

Dauberny wollte trotz seiner Verwirrung doch eine Erklärung verlangen, ich schloß ihm aber den Mund mit den Worten: Ich kenne

die Kourtille, Mariotte, die Höhle in der Straße St. Eloi und die vier Leckermäuler!

Herr Dauberny erbleichte, stotterte einige Worte, die ich nicht verstehen konnte, und eilte fort. Seit diesem Tage, und es sind Jahre verflossen, habe ich nie mehr ein Wort mit meinem Manne gewechselt. Wir leben wie ich es beschlossen habe. Ich sehe ihn wochenlang nicht, und wenn wir uns zufällig begegnen, begrüßen wir uns, das ist Alles. Die Welt hat sich daran gewöhnt, mich ohne meinen Mann zu sehen, was sie davon denkt, kümmert mich nicht; sie täuscht sich so oft, daß ihr Urtheil mir gleichgiltig sein kann. Unsre eigne Achtnng muß uns mehr werth sein, als unser Ruf in der Welt, die ihn so oft an Leute vergeudet, welche ihn nicht verdienen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.